...oft,
...ichten


Marcel
Prévost
Liebes-
Geschichten
Reznicek
1897
PARIS LEIPZIG
MUENCHEN
ALBERT LANGEN's VERLAG

Liebesgeschichten

Von demselben Verfasser

Pariserinnen
(Lettres de femmes)

Halbe Unschuld
(Demi-vierges)

Cousine Laura

Kamerad Eva
(Nouvelles lettres de femmes)

Julchens Heirat

Fleurette
(Moulin de Nazareth)

Der verschlossene Garten
(Le jardin secret)

Späte Liebe

Marcel Prévost

Liebesgeschichten

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

von

F. Gräfin zu Reventlow

A L

Paris Leipzig München
Verlag von Albert Langen
1898

Inhaltsverzeichnis

Meine Tante Rosa

Meine Tante Rosa

Es giebt Momente in meinem jetzigen Leben, sagte Joris, wo all diese Abgeschmacktheit um mich her, wo die erdrückende Alltäglichkeit und die Gemeinheit der Menschen, kurz alles das, was uns im täglichen Leben umgiebt und dessen Inhalt bildet, mir einen solchen Abscheu einflößt, daß ich mich danach sehne, meine eigene Persönlichkeit, so wie sie jetzt ist, einfach von mir abzustreifen gleich einem zu eng gewordenen Frack und mit einem Schlage ein ganz anderer Mensch zu werden.

Ich glaube, seitdem ich selbst Herr meiner Handlungen bin, habe ich nichts mehr erlebt, wobei ich ein wirkliches Glück empfunden hätte — über=

haupt nichts, was auch nur der Rede wert war. Mein Traum vom Glück hat mit jener Zeit abgeschlossen, da ich noch zur Schule ging. Kaum war ich Student, so benutzte ich die größere Bewegungsfreiheit, die mir gegeben war, um meine Tage mit lauter Nichtigkeiten zu vergeuden — und dann — was blieb mir für das weitere Leben?

Ich hatte meine Thatkraft verloren, meine Empfindungen waren abgestumpft — alles leer und ausgebrannt.

Ach, wenn man immer leben könnte wie die Kinder, in geregelter Arbeit, mit jenem unbegrenzten Gefühl von Hoffnung und der festen Überzeugung, daß es noch eine Zukunft giebt. Darin allein liegt wahres Lebensglück. Nur pflegt man es den Kindern nicht zu sagen, und sie selbst sind nicht im stande, es einzusehen. Wir sind glücklich, so lange wir jung sind und wissen es selber nicht, und wenn die Jugend dahin ist, werden wir inne, daß wir das Glück besaßen, aber daß es jetzt für immer entflohen ist.

Wie manches kleine Ereignis aus jener jetzt so fernen Zeit, würde ich für ein unendliches Glück ansehen, wenn ich es jetzt noch einmal erleben dürfte.

Wie deutlich erinnere ich mich noch meiner Ankunft in einer kleinen Unterpräfektur in der Gironde — es war eine uralte Stadt, die früher Festung gewesen. Man schickte mich dorthin, um die Schule eines im ganzen südwestlichen Frankreich sehr bekannten Priesterkollegiums zu besuchen. Ich war damals gerade 14 Jahre alt und sollte in die 2. Klasse eintreten. Das schnelle Wachstum in der Entwicklungszeit hatte mich stark mitgenommen, und meine Eltern fürchteten, der endlose Winter der kleinen flandrischen Stadt, in der wir lebten, möchte meiner Gesundheit schaden. Eine leibliche Cousine meines Vaters, die in B. lebte, wollte mich bei sich aufnehmen. Sie war Witwe und hatte selbst keine Kinder, damals muß sie gerade ihr vierzigstes Lebensjahr vollendet haben. In meinen Neujahrsbriefen pflegte ich sie immer „meine liebe Tante Rosa" anzureden.

Meine eigentliche Heimat ist dort droben im melancholischen Norden, wo ich geboren bin und bis zu meinem 14. Jahre gelebt habe. Aber als ich zum erstenmal das Land an der Garonne erblickte, kam es mir gleich vor, als ob ich hier zu Hause wäre. Ich wurde bald in dieser Gegend

heimisch und hatte mir bald die Sprache des Volkes und seine lebhaftere Art angewöhnt. Meine Tante Rosa, die ich auch auf den verblaßten alten Familienbildern niemals gesehen hatte, erkannte ich sofort und gewann sie vom ersten Augenblick an lieb.

Sie war eine kleine Frau, viel kleiner wie ich selbst, mit sehr weißer Haut. Ihre Haare waren von einem unbestimmten Blond, das von einzelnen dunkleren, ach und leider auch schon einigen grauen Fäden durchzogen war. Sie sollte früher sehr schön gewesen sein und sie kam mir noch sehr anziehend vor, als sie mich bei meiner Ankunft in die Arme schloß, mich an ihre volle Brust drückte und mit Küssen überhäufte. Sie gab mir gleich die zärtlichsten Namen: „mein Kleiner, mein lieber, lieber Junge!“ Vielleicht machte es dieser mütterliche Empfang, in dem sich ihr südliches Temperament so stürmisch kundgab, vielleicht war es das freundliche Heim, in das sie mich führte, vielleicht auch der Wein aus Buzet und die guten Gerichte, die sie mir vorsetzte — kurz, hier in der sonnigen Gascogne habe ich meine wahre Heimat gefunden, mein geliebtes Frankreich.

Es begann jetzt ein ganz neues Leben für

mich, in diesem engen Beisammensein mit der vortrefflichen Frau, die so glücklich darüber war, daß ich etwas Leben in ihre Einsamkeit brachte. In mir sah sie den Wunsch erfüllt, den ihr die Ehe versagt hatte, den Wunsch, einen Sohn zu besitzen.

Es hatte mir ja auch zu Hause, bei meinen Eltern, nicht an Liebe gefehlt, aber wir waren viele Geschwister, die sich in die Liebe und Sorge der Mutter zu teilen hatten, und meinen Vater, der tagsüber in seiner Fabrik war, bekamen wir fast nie zu sehen. Tante Rosa dagegen beschäftigte sich ausschließlich mit mir, beständig leistete sie mir Gesellschaft und dachte nur daran, mir das Leben angenehm zu machen und mir auch das kleinste Steinchen aus dem Wege zu räumen. Bei ihr lernte ich jenes häusliche Schalten und Walten der Frau kennen, dem so manches Verhältnis seine lange Dauer verdankt. Denn ein Mann – er mag sonst im Leben noch so glücklich sein — wird dennoch immer unbefriedigt bleiben, es sei denn im beständigen Zusammenleben mit einer Frau.

Fast unmerklich übte dieses Zusammenleben seinen Einfluß auf mich aus. Ich verlor meine Schüchternheit, die Derbheit und das tölpelhafte

Benehmen des Gymnasiasten schliffen sich ab. Ich lernte die Befriedigung kennen, die darin liegt, daß alles, was man denkt, arbeitet und thut, einem geliebten Wesen zur Freude gereicht. Und Tante Rosa war stolz auf meine Erfolge in der Schule und ebenso stolz auf mein Äußeres, sie fand mich schön und stattlich und versäumte keine Gelegenheit, mir das zu sagen. Nichts machte ihr größere Freude, wie Arm in Arm mit mir spazieren zu gehen, an jenen lauen Abenden, wo alle Bewohner der Stadt, Männer wie Frauen, den „Korso" mit dem Getöse ihrer Stimmen und ihrer Schritte erfüllten. „Da kommen Monsieur Joris und Madame Rosa," wie oft bekamen wir diese Worte im Vorübergehen zu hören — und wir empfanden beide das gleiche Vergnügen dabei — oder es hieß auch: „Nun leben Sie wohl, Madame Rosa, und Ihr Neffe auch." Denn in der Meinung der Leute, die uns kannten, bildeten wir einen unzertrennbaren Begriff, wir waren eben Monsieur und Madame, wie ein richtiges Ehepaar.

Da ich sehr angegriffen und leidend ankam, logierte Tante Rosa mich neben ihrem eigenen Zimmer ein, sie kam abends an mein Bett, sie

brachte mir selbst den heißen Punsch, den ich vor dem Einschlafen trinken sollte und ließ die Thür zwischen unsern Zimmern des Nachts offen. Das südliche Klima und die sorgfältige Pflege stellten mich bald wieder her. Ich hatte das Jahr in der Sekunda noch nicht vollendet, so waren auch schon die leichten Bronchialstörungen, die meine Eltern so geängstigt hatten, vollständig verschwunden, meine Wangen rundeten sich, die Glieder wurden muskulöser und meine Stimme bekam mehr Festigkeit. Als ich in den Ferien nach Hause kam, vermochte meine Mutter zu ihrer größten Freude mich kaum wiederzuerkennen.

Wie ich dann nach B. zurückkehrte, um mein rhetorisches Studium zu beginnen, errötete Tante Rosa wie ein junges Mädchen, als ich sie küßte. Der leichte Flaum, der mein Kinn jetzt bedeckte, machte entschieden großen Eindruck auf sie. Aber an diesem Abend kam sie nicht mehr an mein Bett und die Verbindungsthür zwischen unsern Zimmern blieb von jetzt an für immer geschlossen.

Noch ein ganzes, glückliches Jahr brachte ich in B. zu, es war fast noch schöner wie die beiden vorigen. In unsere Liebe mischte sich jetzt noch

eine ganz neue, fast an Rührung streifende Zärtlichkeit. Tante Rosa behandelte mich nicht mehr als Knaben, sondern wie einen erwachsenen jungen Mann, und ich begegnete ihr mit einer Art scherzhafter Galanterie, die uns beiden den größten Spaß machte. Wenn ich um 5 Uhr aus dem Kolleg kam, schlich ich mich leise in die Wäschekammer, wo die gute Frau um diese Zeit zu arbeiten pflegte, und wenn ich sie über ihre Handarbeit gebeugt sitzen fand, drückte ich ihr einen flüchtigen Kuß auf den Nacken, einzig und allein, um mich an ihrer Verlegenheit zu weiden. Kam ich mit einem guten Zeugnis heim, so verlangte ich dafür wieder einen Kuß von ihr, und die gute Tante Rosa gab ihn mir auch, nachdem sie sich erst ein wenig geziert hatte. Ich brauche wohl nicht erst zu beteuern, daß meine knabenhaften Sinne weder durch unser vertrautes Zusammenleben, noch durch diese kleinen Zärtlichkeiten erregt wurden. Trotz der harmlosen Koketterien, durch die sie sich einen Anschein von Jugend zu bewahren wußte, sah ich in meiner Tante immer nur die Stellvertreterin meiner Mutter und außerdem war ich trotz meiner 16 Jahre immer noch so unschuldig wie ein junges Mädchen.

Erst, als ich bis zum philosophischen Studium fortgeschritten war, verlor ich „den Gürtel meiner Jungfräulichkeit," wie Villon sagt. Eine junge Verkäuferin, deren schwarzen Augen das Tabaksgeschäft am Kirchenplatz seine Hauptkundschaft verdankte, wußte mich davon zu befreien. Nun lernte auch ich die unerlaubten Freuden des Rendezvous kennen, die nach Schluß des Kollegs an den alten Festungswällen stattfanden und es gab sogar Nächte, wo ich heimlich Tante Rosas Haus verließ, um anderswo zu schlafen.

Aber B. war eine zu kleine Stadt, als daß mein Geheimnis hätte verborgen bleiben können. Es fanden sich wohlwollende Nachbarn genug, die meine Tante davon in Kenntnis setzten und es fiel ihr nicht allzu schwer, mich eines Tages, als ich wieder ausreißen wollte, auf frischer That zu ertappen. Ich erwartete, daß sie mich gehörig ausschelten, mir vielleicht sogar drohen würde, mich wieder zu meinen Eltern zu schicken. Aber nichts von alledem. Tante Rosa warf sich mir in die Arme und schluchzte mit ganz verzweifelter Miene: „Aber Joris, wie schlecht von dir. Und ich habe dich doch immer so lieb gehabt!"

Sie drohte mir nicht mit Strafe, sie erging sich nicht in Entrüstung über meine Sünde, sondern sie zeigte mir nur ihren wahren, tiefen Kummer, der so rührend war, daß ich mir wie der abscheulichste aller Neffen vorkam und von meiner Bewegung hingerissen ihr auf Ehrenwort versprach, keinen Fehltritt wieder zu begehen.

Und ich hielt Wort. Ich gab meiner Verkäuferin den Laufpaß und führte während meines letzten Schuljahres einen tadellosen Lebenswandel. Und Tante Rosa belohnte mich durch eine noch wärmere Zuneigung wie vorher. Aber trotzdem war unser Verkehr nicht mehr ganz so ungezwungen wie früher. Ich dachte: „Tante hat mir meinen dummen Streich doch wohl nicht ganz verziehen" — und sie, die gute Seele, was mag wohl sie gedacht haben? —

Dann kam die Preisverteilung und bald darauf reiste ich ab. Tante Rosa brachte mich an die Bahn, sie schwamm in Thränen, und ich mußte ihr geloben, Ostern, wenn ich Ferien hatte, wiederzukommen. „Es wird mein Tod sein, wenn du nicht kommst," sagte sie.

Ach, ich bin schlecht und undankbar gegen sie

gewesen. Ich habe die arme, alte Frau nicht wieder aufgesucht, weder Ostern, noch in den großen Ferien — überhaupt niemals wieder. Ich ließ mich von jenem geisttötenden Leben der Pariser Studenten mit fortreißen — Bierhäuser — Dirnen und Kameraden, die oft noch schlimmer waren wie die Dirnen.

Und die arme Frau hat Wort gehalten. Sie ist wirklich daran gestorben, nicht gleich, aber 3 Jahre später, als sie sicher wußte, daß ich sie vergessen hatte. Sie ist gestorben und hat mir alles, was sie besaß, hinterlassen. Ein letzter Brief von ihr, der gleichzeitig mit ihrem Nachlaß in meine Hände gelangte, sprach nur von ihrer Liebe zu mir und enthielt kein einziges Wort des Vorwurfs.

Und später, als das Leben meinem Herzen tausendfache Wunden und in meiner Erinnerung manche Bresche geschlagen hatte, ist mir der Gedanke gekommen, ob Tante Rosa damals nicht doch etwas in mich verliebt gewesen ist.

Die Medaille



Die Medaille

Ohne sonderliche Begeisterung nahm der junge Graf de Labrit den Auftrag entgegen, den sein Vorgesetzter, der Unterstaatssekretär im Handelsministerium, Monsieur de Lambert-Desnoyers ihm erteilte.

Labrit hatte die Verwaltungskarriere gewählt, wie man aus Verzweiflung eine häßliche Frau heiratet, um nur einmal ein Ende zu machen. Das heilige Feuer für seinen Beruf fehlte ihm gänzlich und die vertrauliche Mission, mit der er jetzt beehrt wurde, ging ganz besonders wider seinen Geschmack.

Monsieur de Lambert-Desnoyers erteilte seinem jungen Kabinetschef selbst die nötigen Instruktionen.

„Es ist Ihnen bekannt, mein lieber Labrit,“ sagte er, „daß der Marschall nächstens selbst das Departement de l'Indre besuchen wird. — Ein zweifelhafter Distrikt, das. — Wir haben dort sehr zuverlässige Gemeinden, die alles thun, was man von ihnen verlangt. Aber dann wieder andere — da ist zum Beispiel der Arbeiterdistrikt Issonden, wo die sozialistischen Wühler sehr thätig sind.

Die Reise des Präsidenten verfolgt nun den Zweck, hier, soweit es eben möglich ist, Wandel zu schaffen. An Orden und anderen Dekorationen soll dabei nicht gespart werden. Außerdem hat der Minister, wie Sie wissen, eine besondere Medaille geschaffen, welche an Arbeiter und Dienstboten, die sich durch besondere Verdienste auszeichnen, zur Verteilung kommen soll. Wir hoffen dadurch bei der Bevölkerung viel zu erreichen. Eine richtig angebrachte Medaille kann uns hundert Wähler sichern. Von Gemeindevorständen, Fabrikbesitzern und anderen Herren, die den verschiedensten Parteien angehören, sind schon Anfragen deswegen eingelaufen. Es handelt sich nun darum, die richtige

Auswahl zu treffen, festzusetzen, wo treue, konservative Elemente belohnt und die noch schwankenden, radikalen herangezogen werden sollen. Mit dieser schwierigen Aufgabe will ich Sie betrauen. Nehmen Sie die betreffenden Aktenstücke mit — Sie werden also die in Frage kommenden Orte bereisen und sich mit den leitenden Behörden, den Arbeitgebern und Komiteevorständen in Verbindung setzen. Ich gebe Ihnen Vollmacht, in den bereits aufgesetzten Listen je nach Ihrem Ermessen Namen zu streichen oder neue hinzuzufügen."

Monsieur Lambert-Desnoyers liebte keine Widerrede, der Vicomte fügte sich also stillschweigend, nahm die Akten an sich und fuhr mit dem nächsten Zuge nach dem Departement de l'Indre ab. —

Unterwegs überlegte er sich die Sache. Es kam ihm sehr wenig ergötzlich und außerdem ziemlich überflüssig vor, alle diese Bürgermeister und Fabrikherren aufzusuchen und sich mit ihnen zu unterhalten, dieselben würden natürlich nur suchen, möglichst viele Medaillen für ihre Untergebenen zu erwischen. Ob es nicht viel einfacher und zweckmäßiger sein würde, statt dessen die Unterpräfekten zu besuchen und im Einvernehmen mit

diesen die Listen für die in ihren Arrondissements zu verteilenden Auszeichnungen zu revidieren?

Gesagt, gethan. Auf diese Weise brachte der Vicomte die ersten Tage seiner Reise ganz angenehm zu. Er rauchte die Cigarren der Unterpräfekten, während drei Bureauangestellte sich mit den Listen beschäftigten. Aber als er eines Sonntags abends in Issonden ankam, erfuhr er, daß der Unterpräfekt Caminade in Geschäften abwesend sei und erst am nächsten Morgen zurückkehren würde.

Der Kabinetschef war zu sehr Weltmann, um sich ohne besondere Einladung in der Unterpräfektur einzuquartieren, so ließ er seinen Koffer denn in das Hotel zum Schwan bringen und nahm dort, so gut es eben zu haben war, sein Diner ein.

Als er gespeist hatte, bemerkte er mit Entsetzen, daß die Uhr erst neun war. „Was fängt man nun in diesem Nest an?“ dachte er. „Zu Bett gehen? Ich kann unmöglich jetzt schon schlafen. Oder soll ich arbeiten? Nun ja, ich könnte die Akten für morgen durchsehen. Aber in einem Hotelzimmer arbeiten, womöglich bei einer Wachskerze und an einem wackelnden Tisch? —

Ich werde lieber im Café arbeiten. Es muß hier doch eins geben."

Er erkundigte sich und man bezeichnete ihm das Café d'Angleterre an der Promenade, wo die „Herren Steuerbeamten" zu verkehren pflegten. Er machte sich gleich auf den Weg dorthin und nahm die Mappe mit den berühmten Akten mit. Allerlei undefinierbare Beamte saßen in den Ecken des Lokals umher und spielten Karten. Labrit ließ sich einen Cognak und etwas zu schreiben geben. Man hielt ihn für einen Handlungsreisenden, von denen man es gewohnt ist, daß sie ihre Korrespondenzen im Café erledigen.

Noch nie hatte der Vicomte mit solchem Eifer gearbeitet. Als es vom nahen Kirchturm elf schlug, bemerkte er, daß er ganz allein in der Restauration saß, während der Kellner schon auf seinem Stuhl eingeschlafen war. „Jetzt ist es Zeit zum Schlafengehen," dachte er, weckte den Kellner, zahlte und machte sich, seine Mappe unter dem Arm, auf den Heimweg.

Es war eine schöne, frische Maiennacht, kein Mondschein, aber der Himmel voller Sterne, die kleine Stadt lag schon in tiefem Schlummer, nirgends

war ein erleuchtetes Fenster und in den Straßen keine lebende Seele mehr zu erblicken. Cabrit ging wohlgelaunt seines Weges, indem er den neuesten Gassenhauer vor sich hinpfiff:

Voyez-moi c' beau garçon-là,
C'est l'amant d' et — —
C'est l'amant d' et — —

Er geriet aus einer Straße in die andere, kam unter einer bedeckten Markthalle durch, stieß dann auf eine Allee und befand sich plötzlich ganz am Ende der Stadt. Dann ging er wieder denselben Weg zurück, verlor aber schließlich jede Hoffnung, sich zurechtzufinden.

„Sich in Issonden zu verirren — das ist heiter," dachte er. „Und kein einziger Eingeborner, der mich zurechtweisen könnte. Es sieht beinahe aus, als ob die Leute sich absichtlich versteckt hätten, um einen Beamten der hohen Regierung zum besten zu halten."

Er entschloß sich, der Vorschrift Descartes zu folgen, indem er einfach geradeaus ging. „Bis ich am anderen Ende der Stadt ankomme, muß ich doch auf irgend ein lebendes Wesen stoßen," meinte er.

Und wirklich, als er in eine schmale Straße einbog, entdeckte er ein Haus, in dessen Erdgeschoß noch Licht zu sehen war. Er beschleunigte seine Schritte.

Eine alte Frau mit weißer Haube saß auf der Schwelle, als Labrit näher kam, erhob sie sich und nötigte ihn einzutreten. Ihm wurde gar keine Zeit gelassen zu sprechen, sich zu erklären und fünf Minuten später saß er in einem kleinen blauen Salon mit zwei leichtgeschürzten Damen auf dem Schoß.

Dieses unerwartete Abenteuer kam ihm so lustig vor, daß er beschloß, es bis auf die Neige auszukosten. Er wählte eines von den Mädchen, das jung und frisch aussah, und folgte ihm auf sein Zimmer. Die Alte mit der weißen Haube brachte Champagner und verließ sie dann wieder mit einem mütterlichen Lächeln, das zu sagen schien: „Jetzt freut euch nur eures Lebens, ihr jungen Leute."

Kaum war sie fort, so vernahm man aus dem Parterre die Klänge der Marseillaise.

„Was ist das?" fragte der Graf.

„Ach, das ist Gambetta mit seinen Freunden, die sich drunten amüsieren."

„Gambetta? was soll das heißen?“

„Nun, in Wirklichkeit heißt er Maurice Delplanque,“ antwortete das Mädchen, „aber er wird Gambetta genannt, weil er an der Spitze der hiesigen Republikaner steht. Er ist ein guter Kerl, er hat viel Geld und kommt sehr oft hierher.“

„Aha, das hier ist also der Hirschpark von Issonden?“

Das Mädchen verstand nicht, was er meinte.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie einfältig.

„Und die Alte ist wohl die Vorsteherin?“

„O nein — das heißt, eigentlich doch. Die Vorsteherin ist vor drei Jahren gestorben und hat einen kleinen Knaben hinterlassen. Damals hat die alte Catherine Rabaurdin, die schon seit 40 Jahren im Hause diente, die Leitung des Ganzen übernommen. Sie führt es auf Rechnung des Knaben, den sie sehr gern hat. Er besucht das Gymnasium und jeden Sonntag holt sie ihn ab, um mit ihm auszugehen.“

Bald hörten sie auf zu plaudern. Dann und wann hörte man einzelne Verse der Marseillaise heraufklingen:

„Zu den Waffen, Bürger!
Stellt euch in die Reih'n.“ —

Labrit lachte stillvergnügt in seinen Bart und dachte:

„Wenn ‚Gambetta‘ wüßte, wer mit ihm unter einem Dach ist.“

Am nächsten Morgen zu ziemlich vorgerückter Stunde erwachte der junge Kabinetschef in seinem Hotelzimmer. Um drei Uhr früh war er nach Hause gekommen. Die alte Catherine Rabaurdin hatte ihm den Weg gezeigt, übrigens war sie dabei sehr diskret an der Straßenecke stehen geblieben.

Während er sich ankleidete, um auf die Unterpräfektur zu gehen, dachte er voll Vergnügen an sein nächtliches Abenteuer und malte sich aus, wie er dasselbe seinen Freunden zum besten geben wollte, wenn er erst wieder in Paris war. Er empfand sogar die größte Lust, es dem Unterpräfekten zu erzählen. Caminade war ein zuverlässiger Mann.

Als er sich schließlich aufmachen wollte, fiel ihm plötzlich die Aktenmappe ein. Er wurde leichenblaß und mußte sich niedersetzen, so heftig war sein Schrecken. Die Akten! — wahrhaftig, er hatte sie liegen lassen — bei der alten Catherine liegen lassen. Diese wichtigen Akten mit dem

Stempel des Ministeriums, die alle möglichen vertraulichen Schreiben enthielten — in denen sein eigener Name unzählige Male erwähnt war — und er hatte sie im blauen Salon liegen lassen, wo sie ohne Zweifel Gambetta und seinen Freunden in die Hände gefallen waren.

Mit einem Blick übersah er die Folgen, die diese unverzeihliche Nachlässigkeit nach sich ziehen konnte. Die radikale Lokalpresse würde sich des Vorfalles bemächtigen, von da würde er in die Pariser Blätter gelangen, in Gassenhauern und Karikaturen verherrlicht werden — die Reise des Präsidenten war vereitelt, seine eigene Stellung verloren, und bei alle dem würde er unsterblich lächerlich gemacht werden.

„Himmelsakrament!" rief er ganz laut, „war wirklich eine glänzende Idee von mir, mich in diese Höhle hineinzubegeben. — Jetzt aber vor allem zu Caminade. Diese Art Häuser stehen ja unter polizeilicher Aufsicht, vielleicht kann man doch die Akten noch wieder herausbekommen."

Er ging zum Unterpräfekten und gestand ihm ziemlich de- und wehmütig ein, was er begangen hatte.

Caminade schüttelte den Kopf.

„Zum Teufel auch!“ sagte er, „das ist fatal. Und Sie sagen, daß Delplanque dort war?“

„Nun ja, Delplanque, oder Gambetta, wie sie ihn hier nennen.“

„Ja, dann ist gar nichts mehr zu wollen. Wir sind einfach verraten und verkauft.“

„Aber glauben Sie nicht, daß Delplanque — selbst wenn er die Akten in die Hände bekommen hat, sich vielleicht davor scheuen wird, die Sache herumzubringen? Denn dann muß er doch zugeben, daß er selbst in jenem Hause war.“

„Nun ja, er wird nicht zugeben, dort gewesen zu sein und wie wollen Sie es dann beweisen? Außerdem, was kann es ihm schaden? Er ist ein freier Mann, keine offizielle Persönlichkeit — Delplanque ist ein einfacher Holzhändler.“

„Aber was soll ich anfangen?“

„Für den Augenblick ist da nichts zu thun. Bei Tage sind die öffentlichen Häuser geschlossen und man darf die Nachbarschaft nicht aufmerksam machen. Ich werde heute Abend den Polizeikommissar hinschicken, um die Alte zur Rede zu stellen.“

In sehr bedrückter Stimmung setzten die beiden

Beamten sich zum Frühstück nieder. Als sie eben ihre Cigarren angesteckt hatten, meldete der Diener, es sei eine alte Frau mit einem kleinen Knaben da, die sich durchaus nicht abweisen lassen wolle.

„Sie entschuldigen, Vicomte," sagte Caminade, „ich kann die Leute, die mich sprechen wollen, um diese Zeit nicht gut abweisen."

„O bitte sehr," sagte Labrit in traurigem Ton.

Aber im nächsten Augenblick sprang er auf, es war Catherine Rabaurdin, die hereingeführt wurde. Bis auf ihre blendend weiße Haube war sie ganz schwarz gekleidet, der kleine Knabe war ebenfalls in Trauer. Mit vielen Knixen ging sie auf Labrit zu, wagte aber aus Scheu vor der Gegenwart des Unterpräfekten nichts zu sagen.

„So sprechen Sie doch," sagte Labrit. „Haben Sie es gefunden?"

Die Alte zog unter ihrem Shawl ein zusammengeschnürtes Paket hervor und sagte nur:

„Ja, mein Herr, da ist es."

Labrit stürzte sich auf das Paket, riß es auf, durchblätterte die Akten — es war alles noch da, vom ersten, ministeriellen Rundschreiben bis auf die kürzlich aufgestellten Listen.

„O," sagte die Alte voller Stolz, „der Herr kann ganz ruhig sein. Es ist nichts weggekommen. So etwas kann bei uns nicht passieren. Man hat das Paket heute beim Reinmachen im blauen Salon gefunden, da habe ich sofort meinen Shawl genommen und bin mit dem Kleinen, der heute seinen freien Tag hat, ins Hotel gegangen. Von dort hat man mich hierher geschickt. Aber selbstverständlich habe ich dort nichts gesagt, was dem Herrn Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Man weiß doch, was man einem Gast, der Champagner trinkt, schuldig ist."

„Und Gambetta?" fragte der junge Mann gespannt. „Hat Gambetta nichts gesehen?"

„Monsieur Delplanque? O nein, der war im roten Salon."

Der Vicomte geriet vor Freude ganz außer sich, er faßte Caminade an beiden Händen und zwang ihn, mit ihm um den Tisch zu tanzen, wobei er einen förmlichen Siegesgesang anstimmte:

„Er war im roten Salon! Er war im roten Salon!"

Etwas verlegen wandte er sich dann wieder an die Alte.

„Und Sie — was wollen Sie für Ihre Mühe haben? — wünschen Sie ein Tabaksgeschäft oder die Siegespalmen der Akademie? Was wollen Sie — aber in Gottes Namen, so reden Sie doch!"

„Nun, mein Gott," sagte Catherine, „mein Herr — wenn der Herr bei der Regierung ist — vielleicht könnten Sie mir für den Kleinen einen Freitisch im Kolleg verschaffen?"

„Den sollen Sie haben," antwortete Labrit, „einen vollständigen Freitisch mit allem, was dazu gehört und mit Chokolade zum ersten Frühstück. Aber Sie — wollen Sie denn nichts für sich selbst?"

„O nein, mein Herr, ich befinde mich da, wo ich bin, ganz wohl. Und dann, was wollen Sie einer alten Frau, wie mir, die ihre 63 Jahre zählt, denn geben?"

„Was, eine alte Frau wie Sie!" sagte der Kabinetschef mit Wärme. „Sie sind eine vortreffliche Frau. Sie erziehen den Sohn Ihrer verstorbenen Herrin mit einer wahrhaft großartigen Aufopferung. Wollen Sie — —"

Er dachte einen Augenblick nach, dann kam ihm plötzlich ein Lichtgedanke. Er nahm ein Papier aus der Mappe und kritzelte einige Zeilen hin.

Caminade sah ihm erstaunt zu.

„Da," sagte er dann, indem er der guten Frau das Papier hinhielt, „lesen Sie."

„Aber mein Gott! mein Herr — ich kann leider nicht lesen."

„Nun, Kleiner, dann lies du es ihr vor."

Der Kleine nahm das Papier und las feierlich, als ob er in der Schule wäre:

„Im Namen der französischen Republik der Minister der Handelskammer.

Die rote Medaille an: Catherine Rabaurdin. Alter 63 Jahre. Diente 40 Jahre bei derselben Herrschaft und erzieht deren verwaistes Kind mit bewundernswerter Aufopferung."

Mein alter Freund



Mein alter Freund

Mme. de Langellay an den Herrn Abbé Le Motheux, Kaplan im Madonnenkloster zu Paris.

Mein teurer Abbé! Diese letzten Tage der Fastenzeit versetzen mich in eine recht trostlose Stimmung, und auf der ganzen Welt weiß ich keinen Menschen außer Ihnen, gegen den ich mich aussprechen könnte. Mein Mann ist abgereist, um an der Grenze von Poiton das Manöver mitzumachen. Ganz Châtellerault wimmelt von Offiziersstrohwitwen. Und bei dem trostlosen Wetter ist diese Witwenschaft wirklich recht schwer zu ertragen. Wie mag es jetzt in Paris aussehen? Ob

wohl die Fliederbüsche in meinem lieben, alten Klostergarten schon in Blüte stehen? Hier atmet man seit 14 Tagen nichts wie Nebel ein und watet im tiefsten Schmutz.

Und dann — und dann — die Zeit der großen Osterwäsche, die allgemeine Gewissensreinigung rückt heran, und man muß sich allmählich darauf vorbereiten.

Und wenn man sein Inneres prüft und dabei wahrnimmt, daß man auch nicht einen Sou mehr wert ist, wie im vorigen Jahr, so gerät man außer sich — oder man entdeckt sogar, daß man um einige Centimes im Wert gesunken ist, und das bringt einen denn ganz zur Verzweiflung. Und diese bösen Schmarotzerpflanzen, die in unseren Herzen gedeihen, Egoismus, Klatschsucht, Faulheit, Begehrlichkeit, Koketterie — sie sind alle nur gewachsen, haben sich mehr ausgebreitet und Früchte getragen.

Ach mein guter Abbé, Gott sei Dank, daß Sie nicht mehr mein Beichtvater sind, ich fürchte, Sie würden mir eine gründlich gesalzene Strafpredigt halten. — Da sage ich: Gott sei Dank und eigentlich meine ich gerade das Gegenteil. Ich

würde ja so gern Ihre gesalzene Predigt über mich ergehen lassen, wenn ich dafür wieder Ihre weisen Betrachtungen und Ihre gütigen Ratschläge eintauschen dürfte. Unsere hiesigen Vikare sind gewiß ganz brave Leute, aber Scharfblick und feines Empfinden besitzen sie alle miteinander nicht. Es sind echte Landkinder, die ganz aus Versehen von ihrer Farm ins Seminar geraten sind. Und ich selbst — obgleich ebenfalls auf dem Lande geboren — bin im Kloster und durch meine Ferienbesuche bei der Tante d'Hortisols viel zu sehr Pariserin geworden, als daß ich mit diesen guten Leuten den richtigen Ton treffen könnte. Ich höre Sie schelten: „Pariserin — Pariserin — was sind das nur wieder für Einfälle! Da thut diese kleine Roberta sich etwas darauf zu gute, Pariserin zu sein, weil sie ein paarmal in ihrem Leben den Obelisken und das Panthéon gesehen hat!" — Ach nein, mein guter Abbé, ich bilde mir durchaus nichts darauf ein, ich weiß ganz gut, daß ich nichts weiter bin wie ein dummes Gänschen, aber trotzdem giebt es etwas in meinem Innern, was ich vor meinem hiesigen Beichtvater niemals entschleiern könnte. Ebensowenig würde ich ihm Nippessachen aus

Meißner Porzellan schenken, weil ich weiß, daß er gar keinen Sinn dafür hätte und sie mit seinen grobknochigen Bauernfingern bald zerbrechen würde. Ihnen dagegen haben wir manchesmal Meißner Porzellan zum Geburtstag geschenkt und Sie wußten es immer zu schätzen und haben es niemals zerbrochen.

Aber was schwätze ich da? Eigentlich wollte ich Ihnen ja nur sagen, daß ich einen wunden Fleck in meinem Herzen fühle, der so heikler und seltsamer Natur ist, daß ich mit keinem Menschen auf der Welt darüber reden möchte — nur mit Ihnen.

Sie wissen ja, was für Gewissensnöte und innere Kämpfe ich schon seiner Zeit im Kloster oft durchzumachen hatte und deshalb werden Sie es mir auch jetzt nachfühlen können, weshalb mich diese Kleinigkeit schon seit ein paar Monaten so quält, und mich in solche innere Unruhe versetzt.

Aber ich will Ihnen alles haarklein erzählen, und Sie werden ein gutes Werk thun, wenn Sie mich noch einmal wieder geduldig anhören.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen damals im Kloster jemals von „meinem alten Freunde" erzählt

habe. Möglich ist es, denn ich pflegte Ihnen ja immer alles zu sagen, was mir gerade durch den Kopf ging. Vielleicht habe ich es aber dennoch nicht gethan, denn ich hing an diesem alten Freund mit jener egoistischen Liebe, die Kinder zuweilen für alte Leute fühlen. Und schließlich muß ich auch noch gestehen, daß ich damals aus der Ferne nicht allzu oft an ihn gedacht habe.

Mein alter Freund hatte schon die Fünfzig überschritten, wie ich das Licht der Welt erblickte, und ich habe niemals etwas anderes für ihn empfunden wie Freundschaft, die mit etwas Koketterie gemischt war. Dagegen glaube ich, daß ich während der letzten Jahre seines Lebens in seinen Gedanken eine große Rolle gespielt habe.

Er nannte sich Baron Delaborde und hatte ein ziemlich abenteuerreiches Leben hinter sich. Als Sohn eines Hofbeamten folgte er Karl X. in die Verbannung, später schloß er sich Napoleon III. an und wurde von diesem wiederum an den Hof gezogen. Er soll seiner Zeit einer der bekanntesten Lebemänner von Compiègne gewesen sein. Nach dem Kriege zog er sich nach seinem Geburtsort Châtellerault zurück und soll hier trotz seiner über

50 Jahre noch den Frieden mancher guten Spießbürgerehe gestört haben.

Was ich Ihnen da erzähle, ist eigentlich nicht dazu angethan, meinen alten Freund bei Ihnen in ein gutes Licht zu setzen, ich beeile mich deshalb, hinzuzufügen, daß er, diese eine Tugend ausgenommen, die ihm allerdings abging, wirklich die vortrefflichsten Eigenschaften besaß. Er ist schließlich auch als guter Christ gestorben, nachdem er seine Sünden bereut und sich zum Glauben bekannt hat. Und Sie werden ja nicht strenger urteilen wollen, wie der allerhöchste Richter?

In meinen Kinderjahren war der Baron Delaborde noch ein verführerisch schöner Mann. Man sah es seinem Gesicht und seinem Auftreten an, daß sein Renomé nicht ungerechtfertigt war. Seinem schlanken, kräftigen Wuchs nach hätte man ihn für dreißig halten können. Das silberweiße Haar beschämte durch seine Dichtigkeit die oft schon so arg gerupften Schädel unserer jungen Leute und seine Zähne wiesen keine einzige Lücke, keine Goldplombe auf. Seiner ganzen Erscheinung war jenes Raffinement eigen, das die andern Männer einem vielgeliebten Don Juan so oft zum Vorwurf machen.

Delaborde besaß am Korso von Blossac ein Haus, das durch sein altersgraues, aristokratisches Aussehen einen großen Gegensatz zu den weißen Façaden der gut bürgerlichen Häuser des Städtchens bildete. Dort lebte er ganz allein mit einer verarmten Verwandten, die, obgleich sie jünger war wie er, aussah, als ob sie seine Mutter sein könnte. Trotzdem er Junggeselle war, veranstaltete er häufig Diners und Bälle bei sich, sein Name und seine Vergangenheit verbreiteten einen solchen Glorienschein um ihn her, daß selbst die prüdeste und sittenstrengste Gesellschaft der kleinen Provinzstadt sich förmlich darum riß, bei ihm eingeladen zu werden. Alles schwärmte für ihn, junge Mädchen wie verheiratete Frauen und selbst die ältesten Damen. Er verstand es ausgezeichnet, jeder gerade das zu sagen, wodurch sie sich geschmeichelt fühlte und sich mit der Geringsten von ihnen so eingehend zu beschäftigten, daß manche sich in ihrer Naivetät fragte: Ob wohl der Baron in mich verliebt ist?

Was mich selbst anbetrifft, so fing er an, mich mit Mademoiselle anzureden, wie ich 9 Jahr alt war und an meinem Geburtstag brachte er mir kein Spielzeug mit, sondern Blumen, wie einer

Erwachsenen. Sie können sich denken, wie er mein Herz dadurch gewann.

Der Baron Delaborde, der damals 59 Jahre zählte, war der erste Mann, mit dem ich kokettierte, der erste, durch den ich diesen verbotenen — aber doch so unvergleichlich angenehmen — Genuß kennen lernte, sich die Cour machen zu lassen.

Die anderen Leute küßten mich auf die Stirn oder auf die Wangen, so oft sie Lust hatten, er allein verfiel darauf, mir die Hand zu küssen und zwar immer nur dann, wenn wir allein miteinander waren. Mich beunruhigte das aufs Äußerste, und mein damaliger Beichtvater hat herzlich lachen müssen, als ich ihm mit beinahe erstickter Stimme bekannte: ich hätte mir von einem Herrn die Hand küssen lassen.

Dieses harmlose Spiel dauerte etwa 4 Jahre, — bis zu der Zeit, wo ich ins Kloster kam und Sie, mein teurer Abbé, kennen lernte. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich meinen alten Freund bald vergessen hatte. Paris, selbst wenn man es nur durch die Gitter eines Klosterfensters erblickt, bleibt nicht ohne Einfluß auf das Gemüt eines kleinen Mädchens, das frisch aus der Provinz

kommt. Und die Ferien abgerechnet, durfte ich ja auch zweimal im Monat meine Tante d'Hortisols besuchen. Dort lernte ich die Herrenwelt von heutzutage kennen, so ritterlich und galant wie der Baron war keiner von ihnen und ich glaube, daß sehr wenige so viel Geist besaßen wie er, aber sie hatten das vor ihm voraus, daß sie jung waren. Ich empfand das sehr wohl und fing an, die jungen Frauen und Mädchen zu beneiden, denen sie den Hof machten, während sie mich ganz übersahen. Und als ich in den großen Ferien nach Châtellerault zurückkehrte, kamen mir die Ritterdienste meines alten Freundes ganz veraltet vor.

Ich glaube, daß der Eindruck, den ich auf ihn machte, ein ganz entgegengesetzter war. Ich stand in dem Alter, wo man sich rasch entwickelt und er gab mir zu verstehen, daß diese Entwicklung bei mir eine sehr vorteilhafte sei. Er selbst hatte nicht gealtert, er war noch derselbe stattliche Greis mit dem seidigen weißen, immer tadellos frisierten Haar. Er hatte noch dieselben glänzenden Augen, roten Lippen und fehlerlosen Zähne und war nach wie vor der eleganteste, geistvollste und galanteste Mann unseres Städtchens. Aber was wollen Sie?

Ich war kein Kind mehr — und ich hatte Paris gesehen.

Der Baron gab, um meine Rückkehr zu feiern, ein Fest, von dem man noch heute in Châtellerault spricht. Erst wurde Theater gespielt, dann folgte Ball und Souper, der Garten war illuminiert, kurz, es fehlte an nichts. Tadeln Sie mich nicht, lieber Abbé, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich sehr viel Glück machte und darüber die größte Freude empfand. In Paris, wenn ich bei der Tante d'Hortisols war, wurde ich, als kleines Pensionsmädchen von 15 Jahren, garnicht weiter beachtet. Hier in Châtellerault dagegen umgab mich die Glorie meiner Pariser Erziehung, und ich hatte auch meinen dortigen Gefährtinnen in Bezug auf Haartracht und Toilette manches abgelernt. Man machte mir so stark die Cour, daß der weibliche Teil der Gesellschaft aufs tiefste entrüstet war und einen großen Haß auf mich warf. Besonders die Garnison zeichnete sich bei diesem Flirt aus. Wir hatten etwa 20 Infanterie- und Artillerieoffiziere, auf die sich die Liebeshoffnungen sämtlicher Bewohnerinnen von Châtellerault konzentrierten. Bei diesem Ball nun lagen sie alle zu meinen Füßen

und ich ließ mir ganz erstaunt und voller Seligkeit den Hof machen, es kam mir vor, als ob ich in alle etwas verliebt wäre. Da war vor allem ein kleiner Lieutenant, dessen blondes, von Natur krauses Haar allen Bemühungen der Bürste, es steil aufzurichten, zu widerstreben schien und dessen braune Augen aussahen wie zwei Kaffeeflecke — kurz, der mir gefiel und den ich mir während des Kotillons häufig zum Tänzer wählte. Ich glaube, mein alter Freund, der selbst nicht mehr tanzte, hatte das bemerkt, denn beim Souper, wo ich zu meiner größten Bestürzung neben ihm sitzen mußte, beeilte er sich, mir mitzuteilen, daß der Lieutenant Desfeuilles ein arger Sünder sei, er habe schon in manchen Familien Unfrieden gestiftet und manches junge Mädchen kompromittiert. Mir war das alles übrigens höchst gleichgültig.

Mein Verhältnis zu dem alten Freund war von diesem Abend an entschieden ein anderes geworden. Ich bemerkte das wohl, aber es machte keinen weiteren Eindruck auf mich. Ich hatte ihn immer noch sehr gern, seine Aufmerksamkeiten schmeichelten mir und hätte mir entschieden etwas gefehlt, wenn dieselben aufgehört hätten. Ich wäre

sogar etwas eifersüchtig geworden, wenn er jemand anders den Hof gemacht hätte. Aber ich fing jetzt an, fortwährend mit ihm Komödie zu spielen. Er hatte gar keine Autorität mehr über mich, sondern jetzt war ich es, die ihn vollständig am Gängelband führte und ihn beständig aufzureizen wußte. Ich kokettierte ganz unglaublich mit ihm, einmal zeigte ich mich entgegenkommend, das nächste Mal zog ich mich wieder zurück, bald war ich liebenswürdig, bald schlechter Laune und amüsierte mich damit, ihn eifersüchtig zu machen. Glauben Sie nicht, daß das Bosheit von mir war. Es wäre mir niemals eingefallen, ihm wehe thun zu wollen — ich habe später den Beweis dafür geliefert. Und dann glaube ich auch nicht, daß er darunter litt, im Gegenteil, das Herz des alten Courmachers verjüngte sich förmlich durch diese jugendliche Tändelei. Ich gewährte ihm ja dabei auch viel mehr wie früher. Damals hatte er mich eingeschüchtert und mit mir gespielt wie die Katze mit der Maus. Was konnte es ihm denn für Freude machen, einem kleinen Mädchen, das man vor aller Welt ruhig auf die Stirn küssen durfte, heimlich einen Handkuß zu rauben? Aber jetzt war ich eine

junge Dame geworden, die man weder auf die Stirn noch auf die Wangen küssen durfte. Es war schon sehr viel, wenn ich jemandem erlaubte, meine Fingerspitzen zu berühren. Und ich that so, als ob ich diesem Akt eine ungeheure Wichtigkeit beilege, ich gewährte ihm „diese Hand, diese schöne Hand" — erst, wenn er recht lange darum gebeten hatte. Wir spielten immer noch Katze und Maus miteinander, aber jetzt war es die frechgewordene, kleine Maus, die ihr Spiel mit der immer älter und kraftloser werdenden Katze trieb.

So vergingen die Ferien, dann kam noch ein Jahr im Kloster, wieder Ferien — noch ein Jahr und so fort.

Es waren nur drei Jahre und doch kamen sie mir vor wie eine unendlich lange Zeit. Mein Leben im Madonnenkloster, die Besuche bei meiner Tante d'Hortisols, die Sommermonate in Châtellerault und die Rückkehr nach Paris. — Ach diese schöne, wunderbare Zeit, wo man im Kloster zu den „Großen" gerechnet wird, wo man so dicht vor dem Eintritt in das wirkliche Leben steht, noch halb Kind und ohne etwas von Sorgen und von Entsagung zu wissen, nur mit der unbegrenzten Hoffnung auf das Leben vor sich.

Es ist, als ob man die Hand auf einen Thürgriff gelegt hätte — hinter der Thür liegt die Welt, die Freude und die Liebe — man braucht sie nur zu öffnen, um mitten darin zu stehen.

Aber jedenfalls fühlt man sich weit glücklicher, so lange man noch außerhalb der Thür steht.

Vielleicht erinnern Sie sich noch daran, mein lieber Abbé, daß ich erst im vorigen Jahr das Kloster verließ, um endgültig zu meinen Eltern nach Châtellerault zurückzukehren. Ich sagte Ihnen schon, daß das Leben in unserer kleinen Stadt gar nicht so langweilig ist. Trotz der abscheulichen Politik, die hier und da Streitigkeiten und Zerwürfnisse hervorruft, lebt man im Ganzen recht friedlich miteinander. Besonders die Offiziere tragen dazu bei, daß man sich amüsieren kann, indem sie Tennis-Partien, gesellige Zusammenkünfte und Bälle veranstalten. Nun, die großen Weltdamen von Paris würden vielleicht mitleidig über diese Vergnügungen lächeln, die einer einfachen, kleinen Provinzbewohnerin wie mir aber völlig genügen. Unsere Offiziere, die meist der Artillerie angehören, wechseln fast alle zwei Jahre, aber da ihre Anzahl immer die gleiche blieb und ich mich nicht gerade

ausschließlich für einen von ihnen interessierte, so war es mir ziemlich gleichgültig, ob sie wechselten oder nicht. Es war immer irgend ein Lieutenant oder gar ein Hauptmann da, der gut tanzte, mit dem man plaudern konnte, und der außerdem Geschmack genug besaß, um hauptsächlich mit mir zu tanzen und sich mit mir zu unterhalten. Der also Bevorzugte — mochte er nun Desfeuilles, d'Erbelincourt, Rodrigues oder sonst wie heißen — wurde von meinem alten Freund natürlich als schwarzes Schaf betrachtet. Er hielt mir dann abwechselnd Vorträge über die Arroganz, die schlechte Erziehung, den Egoismus und die Sittenlosigkeit der jetzigen Generation — über die geistigen und seelischen Mängel der Offiziere und über die lächerliche Engherzigkeit der Polytechnischen Schule — diese drei Abhandlungen bekam ich öfter zu hören, wie es nötig gewesen wäre, um sie meinem Gedächtnis einzuprägen. Denn mein alter Freund wiederholte sich etwas, er wurde wirklich alt — der alte Freund — und es ist ein Beweis für meine wirklich aufrichtige Liebe zu ihm, daß ich dieses Älterwerden bemerkte und daß es mir Schmerz bereitete. Äußerlich war er immer noch derselbe schlanke,

wohlkonservierte Mann, aber das feine Verständnis für das, was um ihn her vorging, das scharfe Gedächtnis und der Sinn für das Komische begann ihm allmählich verloren zu gehen. Wie unser Oberst Remy zu sagen pflegte: „er verliert die Fühlung, der arme Baron“. Ich war nicht mehr die Einzige, die sich über die Art und Weise, wie er mir den Hof machte, amüsierte, er fing an, sich in den Augen der Leute dadurch lächerlich zu machen. Und ich fühlte das und litt für ihn darunter. Die Schlechtigkeit der anderen fing an, mich zu bessern. Aber wie sollte man ihm das klar machen? Es wäre unmöglich gewesen, mit ihm über diesen Punkt zu reden. Er verlangte förmlich von mir, daß ich ihm den größten und besten Teil meiner Gesellschaftsabende opfern sollte. Und ich war ja gern bereit, etwas Komödie zu spielen, um ihn zufrieden zu stellen — ich that es gern, so lange, bis — nun, ich will Ihnen dieses Ereignis, das über mein ganzes Leben entscheiden sollte, ganz ausführlich erzählen.

Auf einem Ball beim Unterpräfekten, am 6. Februar — Sie sehen, ich habe sogar das Datum behalten, lernte ich den Hauptmann von Langellery

kennen. Er war nicht Artillerist, sondern kam eben von der Kriegsschule und war zum 9. Linienregiment berufen worden. Und Sie wissen, daß die Hauptleute immer beritten sind, und Langellery war sogar ein vorzüglicher Reiter.

Glauben Sie daran, daß die Liebe zuweilen wie ein Blitzstrahl über einen kommt, mein teurer Abbé? — Natürlich werden Sie mir darauf antworten, daß solche Fragen Sie überhaupt nichts angehen. Aber ich sehe schon, daß Sie auch nicht daran glauben. Aber da sind Sie im Irrtum. Ich habe ihn an mir selbst empfunden, diesen berühmten Blitzstrahl. Nach der Heimkehr von jenem Ball — wo ich übrigens nur ein einziges Mal mit Langellery getanzt hatte, nahm ich meine Mutter mit auf mein Zimmer, fiel ihr um den Hals und sagte:

„Meine süße, kleine Mama, ich muß Monsieur de Langellery heiraten."

Die gute Mutter! Sie glaubte, ich hätte den Verstand verloren.

„Monsieur de Langellery? wer ist denn das?"

„Was, du hast ihn nicht gesehen? der Hauptmann — der mit dem braunen Schnurrbart

und den schwarzen Augen, der so schöne Augenbrauen hat?"

Sie wußte nichts davon, sie hatte nichts von alledem bemerkt, weder die schönen Augenbrauen, noch den braunen Schnurrbart oder die schwarzen Augen. Mein Hauptmann war ihr unter den anderen nicht aufgefallen. Ach, der Blitzstrahl hatte eben nur mich getroffen, nicht sie!

„Nun, das macht nichts, aber ich muß ihn wirklich heiraten."

„Aber liebstes Kind, wo denkst du hin? Wir kennen diesen Herrn doch überhaupt nicht. Wir wissen nichts von seiner Familie."

„O, ich weiß alles. Alter Adel aus der Gegend von Orleans. Der Vater ist tot, Henri hat nur noch eine kränkliche, alte Mutter und eine verheiratete Schwester."

„Henri! Sie nennt ihn wahrhaftig schon Henri! Und von wem hast du all diese schönen Mitteilungen?"

„Nun, von allen möglichen Leuten, Mama. O, sei nur ganz ruhig, ich habe mich nicht kompromittiert, nur hier und da ein bißchen nachgefragt, und wenn man mir antwortete, habe ich gethan, als ob ich an ganz was anderes dächte."

Mama lachte, aber sie schien doch etwas beunruhigt. Ich zog sie auf einen Lehnstuhl, kniete neben ihr nieder und umarmte sie innig:

„Nicht wahr, Mama, Ihr werdet mich doch mit Monsieur de Langellery verheiraten?"

„Wir sollen dich verheiraten? Wenn dieser Herr eine passende Partie für dich ist, — nun, mein Gott —"

„Aber ich sage dir doch, daß er das ist."

„Was weißt denn du davon? Nichts, als was man dir auf einem Ball gesagt hat. Vielleicht besitzt dein Hauptmann weiter nichts wie seine Gage."

Ach, das war mir ja so gleichgültig. Aber Sie wissen schon, lieber Abbé, wie die Eltern sind. Ich murmelte, um Mama zu beruhigen:

„O Mama, denke dir, er hat ein Schloß in der Nähe von Orleans."

„Ein Schloß — wir haben auch eins, in Poiton, sogar ein historisch bekanntes, aber wenn wir es bewohnen wollten, könnten wir erst 300,000 Franks für Reparaturen ausgeben." Nach einem kurzen Stillschweigen sagte sie dann etwas leiser:

„Und dann? glaubst du, daß er dich lieben wird?"

„Nun, das will ich hoffen, Mama.“

„Hat er dir etwas davon gesagt?“

„O nein, Mama, wir haben ja nur einmal zusammen getanzt. Er hat überhaupt gar nichts zu mir gesagt.“

„Nun, woher weißt du denn, ob er nicht eine andere liebt — ob er nicht vielleicht verlobt ist?“

Die arme Mama sollte es bald bereuen, diese Vermutung ausgesprochen zu haben. Denken Sie sich, mein guter Abbé, ich wurde im selben Augenblick ohnmächtig. Es dauerte etwa fünf Minuten, während denen man mich mit Essig und Riechsalz wieder zu beleben versuchte, mir die Handflächen rieb und so weiter. Ich war ganz beschämt, wie ich die Augen wieder aufschlug. Man ließ mich mit Mama allein. Ich umarmte sie und sagte ihr, daß ich mich wieder ganz wohl fühle. Von Monsieur de Langellery sprachen wir dann nicht weiter.

Ich hatte keine gute Nacht. Immer wieder sah ich Langellery vor mir, wie er alle möglichen jungen Mädchen umarmte — ach, aber keine von ihnen trug meine Züge.

Am anderen Tage machte meine Mutter,

ohne mir etwas davon zu sagen, der Frau Oberst Remy einen Besuch. Sie kam ganz vergnügt wieder nach Hause und zog mich beiseite.

„Ich habe allerhand erfahren," sagte sie, „Monsieur de Langellery ist nicht verlobt. Er soll ein tüchtiger Offizier sein, nicht gerade reich, aber auch nicht ganz unvermögend."

Ich klatschte in die Hände.

„Gott sei Dank, daß er nicht reich ist."

„Am Donnerstag werdet ihr euch bei Mme. Remy zum Diner treffen."

Und so geschah es denn auch. Er kam als Letzter, aber noch eben rechtzeitig. Als er in den Salon trat, beobachtete ich meine Eltern, sie schienen mir etwas enttäuscht, ohne Zweifel hatten sie mindestens den Herzog von Lauzun in ihm zu sehen erwartet. Wollen Sie mir glauben, daß ich trotzdem ganz zufrieden war? „Desto besser," dachte ich, „wenn nur ich allein so entzückt von ihm bin, dann wird wenigstens niemand ihn mir streitig machen." So demütig war ich ihm gegenüber schon geworden, ich, die noch gestern Abend alle Welt zum besten hatte und lustig darauf losflirtete. Henri mußte diese Veränderung in meinem Wesen

wohl bemerken und ich glaube, daß es ihn rührte. Es giebt eben Männer, die es lieben, wenn man ihnen Widerstand entgegensetzt und andere, die es gern haben, wenn die Frau ihnen gegenüber das Opferlamm spielt. Henri gehört entschieden zu den letzteren. Und in mir mußte er finden, was er wünschte.

Aber die Sache machte sich doch nicht so ganz von selbst. Er wollte sich nicht verheiraten und kämpfte lange mit sich selbst. Aber ich merkte, wie er immer mehr nachgab, und ich wußte ihn durch eine ganze Menge fast unendlich feiner Fäden an mich zu fesseln. Bald konnten wir garnicht mehr ohne einander sein, aber wir hatten es uns immer noch nicht eingestanden.

Und mein alter Freund? Mein alter Freund hatte nichts bemerkt, ahnte von nichts. Er fuhr fort, Desfeuilles, d'Erbelincourt, Rodrigues und Co. mit seiner Eifersucht zu verfolgen, alle diese windigen, kleinen Kerlchen, die stets so thaten, als ob sie sehr vertrauliche Gespräche mit mir führten.

Henri und ich befleißigten uns dagegen einer tadellosen Haltung, wenn wir zusammen in Gesellschaft waren. Nur, wer uns sehr genau beobachtete,

konnte vielleicht wahrnehmen, daß jedes von uns etwas unruhig und nervös war, wenn der andere fehlte, und erst wieder „er selbst“ wurde, wenn wir wieder vereinigt waren. Wenn Desfeuilles, d'Erbelincourt, Rodrigues und Co. nur für zwei Pfennig Schlauheit besessen, so hätten sie wahrscheinlich bald bemerkt, wie ich ihren liebenswürdigen Bemühungen gegenüber eine immer größer werdende Gleichgültigkeit und Zerstreutheit an den Tag legte. Es ärgerte mich und machte mich ganz nervös, aus ihrem Munde Worte zu vernehmen, die ich nur von gewissen, geliebten Lippen hören wollte. Nur mein alter Freund profitierte bei dieser Krisis, die sich in meinem Innern vollzog. Ich zog jetzt seine Gesellschaft derjenigen des Desfeuilles und Co. vor, denn er nahm mir nichts von dem, was ich nur Henri geben wollte. Ich fühlte, wie eine aufrichtige, zärtliche Liebe mich umgab und mir das Herz durchwärmte, wenn er in meiner Nähe saß, und in dieser Periode meines Lebens hatte ich ein solches Bedürfnis, mich lieben zu lassen. Glauben Sie mir, mehr wie einmal war ich nahe daran, ihm alles, was mich bewegte, mitzuteilen. Aber ein Gefühl von Scham hielt mich

davon zurück und Sie werden bald sehen, wie gut das war.

Henri brauchte volle zwei Monate, um sich selber einzugestehen, daß er mich liebte, aber man muß ihm lassen, daß er mir dann auch sofort Mitteilung davon machte. Ich sehe jene Ecke in der Glasveranda der Frau Oberst Remy noch vor mir — mit den Vorhängen aus Algier und den glänzenden Blättern der Palmensträucher.

Es war an einem Abend nach einer kleinen Tanzerei im engeren Kreise.

„Mademoiselle Roberta, ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden. Ich habe Sie lieb und hoffe, daß Sie mich nicht zurückweisen werden.“

Die Worte waren einfach, aber ich sage Ihnen, der Ton, mit dem er sie aussprach, war der eines Gebieters, eines Königs, und ich wußte nichts darauf zu erwidern wie: „O mein Gott, welches Glück!“ Dann wurde ich ohnmächtig. Sie können sich denken, daß dieser Vorfall nicht unbemerkt blieb, und wie die Lästerzungen sich darüber hermachten.

Der Baron Delaborde war glücklicherweise nicht da.

Er war nicht da, denn er war krank. Er ließ verbreiten, daß er sich heftig erkältet habe, aber jedermann wußte, daß es die Folgen seiner fröhlichen Jugend waren, die er jetzt abbüßen mußte. Er litt an furchtbaren Herzkrämpfen und während diesen Anfällen pflegte er sich einzuschließen, er wollte lieber ganz allein seine Schmerzen ertragen, wie sich ohne diesen ganzen Apparat von Toilette und Hülfsmitteln blicken lassen, durch den er sein jugendliches Aussehen aufrecht zu erhalten wußte.

Während seiner Krankheit schrieb er mir alle Tage die geistvollsten und galantesten Briefe, die man sich denken kann, und ich mußte ihm in ähnlichem Tone darauf antworten.

Eines Morgens saßen wir beim Frühstück, Henri, der jetzt als offizieller Bewerber auftrat, Papa, Mama und ich, als der Doktor Rontevrier sich melden ließ. Er war ein alter Freund unseres Hauses, der schon meinen Eintritt in diese Welt geleitet hatte. Als man ihn hereinführte, fiel es uns auf, daß er ganz unglücklich aussah.

„Meine lieben Freunde,“ sagte er, „ich habe da eine schreckliche Dummheit begangen. Ich machte dem Baron Delaborde, dem es recht schlecht geht,

meinen täglichen Besuch, wir sprachen über alle möglichen Klatschgeschichten und da habe ich unvorsichtiger Weise etwas davon verlauten lassen, daß Roberta sich verheiratet. Und bums! bekam der Baron einen seiner Herzanfälle, es hat mich alle Mühe gekostet, ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Jetzt ist er in einem bedauernswerten Zustand, kaum im stande, Atem zu holen. Mehrmals machte er einen Versuch zu sprechen, aber ich habe nichts verstehen können außer: „Rodrigues — Rodrigues zu heiraten." Wenn Sie nun etwas für den armen Baron übrig haben, liebe Madame Hautecroix, so müssen Sie wirklich mit Roberta hingehen und ihn besuchen."

„Aber du lieber Gott, was soll ich ihm denn sagen?" fragte Mama, „es ist ja wahr, daß Roberta sich verheiratet. Wir können ihm unmöglich das Gegenteil versichern. Er wird es ja doch einmal erfahren."

„Erfahren, woher? So lange, wie er krank ist, kann ihm nichts zu Ohren kommen und es gilt hauptsächlich, ihm für den Moment alle Gemütsbewegungen fernzuhalten. Wenn er wieder gesund ist, kann man ihm alles erklären. Ich bitte

Sie, meine lieben Freunde, bringen Sie mir dieses Opfer."

Es wurde beraten. Nur Henri machte eine leise Andeutung, daß es besser wäre, nicht hinzugehen, und ich sah später ein, wie sehr er recht hatte. Das Mitleid meiner Eltern mit dem Baron und die Bitten des Doktors rissen auch mich mit fort, und nachdem das Frühstück beendet war, machten Mama und ich uns sofort auf den Weg.

Der arme Baron — mein armer, alter Freund! An diesem Tage sah man wohl, daß er seine 70 Jahre auf dem Rücken trug. Wir fanden ihn ausgestreckt auf seinem Bette liegend, Hände und Gesicht waren bleich wie Wachs, die Augen vor Angst förmlich verglast. Er atmete schnell und heiser, vermochte aber doch hervorzustoßen:

„Also — Sie heiraten — Rodrigues?"

So, wie die Frage gestellt war, konnte ich mit gutem Gewissen „nein" sagen und in dieses Nein sogar eine gewisse Aufrichtigkeit und Wärme hineinlegen. Trotzdem war er nicht so schnell zu überzeugen. Er fragte Mama, und sie mußte ihm beschwören, daß dieses Gerücht von einer Heirat mit Rodrigues der reine Unsinn sei. Uns beiden war

nicht ganz wohl zu Mute bei dieser halben Lüge, aber kommt man nicht hundertmal in die Lage, einen Kranken täuschen zu müssen, um sein Übel nicht zu verschlimmern?

Trotz alledem begann jetzt eine schwere Zeit für uns, und wir wurden hart auf die Probe gestellt. Henri, der selbst Mitleid mit dem Kranken fühlte, hatte nicht den Mut, mir die täglichen Besuche an seinem Schmerzenslager zu untersagen. Und der Baron wurde immer reizbarer und stellte immer größere Ansprüche. Sein Leiden verschlimmerte sich, die geringste Bewegung verursachte ihm heftige Schmerzen, und er litt an beständigen Herzbeklemmungen, die sich in einem dumpfen, schweren Angstgefühl äußerten. Dabei schien die etwas nervöse Zärtlichkeit, die mein alter Freund mir gegenüber an den Tag legte, gleichzeitig mit seinem Leiden zu wachsen. Er wollte mich immer häufiger sehen, immer länger mußte ich dableiben und ich sah es deutlich, daß er die Gegenwart meiner Mutter oder der Madame Remy, die mich abwechselnd begleiteten, nur mit Ungeduld ertrug. Von der Heirat mit Rodrigues war nicht mehr die Rede zwischen uns, er war überzeugt, daß es

nicht wahr gewesen sei, und hatte seinen Schrecken darüber ganz vergessen.

Er sprach jetzt nur noch von uns beiden, — von sich selbst und mir — als ob wir beide unauflöslich zusammengehörten. Er wußte, daß das weder Wirklichkeit war noch jemals werden konnte, aber der bloße Gedanke schien ihm wohlzuthun.

Diese Gespräche waren eine unsagbare Qual für mich. Ich war jetzt wirklich verlobt und hatte ganz andere Gedanken im Kopf. Wie oft war ich nahe daran, diesen trügerischen Phantasien mit einem Wort ein jähes Ende zu bereiten und zu rufen:

„Nein, — nein. An mich dürfen Sie nicht denken. Jedes kleinste Teilchen von mir gehört einem andern, gehört meinem geliebten Henri."

Aber wenn ich dann diese zerstörten Züge, diesen armen, zusammengekrümmten Körper ansah, und seinen röchelnden Atem, seine schwache Stimme hörte, so faßte mich ein solches Mitleid mit meinem alten Freund, daß ich still schwieg.

Jede Lüge rächt sich selbst, sowie sie ausgesprochen ist, durch die Notwendigkeit, sie durch neue Lügen aufrecht zu erhalten. Sie können sich

vorstellen, wie verwickelt die Situation wurde, je näher meine Hochzeit heranrückte. Dieses fortwährenden Betruges müde, erklärte ich dem Doktor Rontevrier, ich wolle jetzt nichts mehr davon wissen. Es hatte ja auch wirklich keinen Sinn mehr. Wenn ich am Tage nach der Hochzeit mit Henri auf drei Wochen verreiste, mußte ja doch alles ans Licht kommen.

„Gut,“ sagte der Doktor, nachdem er einige Zeit überlegt hatte, „ich sehe ein, daß dann ein Ende gemacht werden muß, und ich will keine weiteren Unwahrheiten von Ihnen verlangen. Erlauben Sie mir nur, daß ich an Ihrer Statt lüge. Und wollen Sie nur, mein Kind, die Sorge für ein Menschenleben liegt in meiner Hand. So lange ich noch Hoffnung habe, den armen Delaborde am Leben zu erhalten, so lange kann ich es nicht auf mich nehmen, ihn durch die Ankündigung Ihrer Heirat einfach zu töten. Ich bin überzeugt, daß ich nur meine Pflicht thue. So —“

„Um Gotteswillen,“ erwiderte ich, „lügen Sie, so viel Sie wollen. Das ist Ihre eigne Sache. Aber von mir werden Sie keine einzige Unwahrheit mehr herausbringen.“

Am Abend, als Henri und ich zusammen im Salon saßen, man hatte uns allein gelassen, und Sie können sich denken, wie froh wir über dies Alleinsein waren, ließ der Doktor sich noch einmal melden.

„Ich bin schon wieder da, Roberta," sagte er ganz kläglich. „Sagen Sie, empfinden Sie wirklich ein wenig Freundschaft für mich, da ich schon geholfen habe, Sie auf die Welt zu bringen?"

„Nun, das wissen Sie doch!"

„Gut, aber dann müssen Sie mich von dem Versprechen, welches ich Ihnen vorhin gegeben, wieder entbinden. Ich will Ihnen erzählen, was mir mit dem Baron passiert ist: Um ihm zu erklären, daß Sie nicht mehr kommen würden, habe ich ihm gesagt, daß Sie an einem heftigen Katarrh leiden und da Sie etwas schwach auf der Brust sind —"

„Roberta ist schwach auf der Brust?" unterbrach Henri ihn voller Besorgnis.

„Aber Gott bewahre, Roberta ist ebenso gesund wie Sie selbst. Es war nur wieder eine neue Lüge. Voilà tout. Ach, Sie sehen aber, wenn man einmal damit angefangen hat, ist nichts mehr

zu machen. Ich habe ihm also gesagt, da Roberta eine zarte Lunge hat, habe ich ihr verboten, bei diesem kalten Februarwetter auszugehen und ihre Eltern gebeten, sie bis zum Frühjahr in den Süden zu schicken."

Der arme Baron, wenn Sie gesehen hätten, wie verstört er darüber war. „Dann wird sie also fortgehen — o Doktor, das hätten Sie nicht thun sollen — was soll ich dann anfangen, wenn sie fort ist."

Ich nahm meinen strengsten Ton an:

„Sie herzloser Egoist, Roberta hat Sie gepflegt, als ob sie Ihre Tochter wäre. Schämen Sie sich nicht, immer nur an sich selbst zu denken."

„Wird sie mir denn nicht einmal Adieu sagen?" fragte er in so traurigem Ton, daß ich ganz bewegt war.

„Natürlich wird sie noch einmal zu Ihnen kommen — wenn Sie vernünftig sein wollen."

Dieses Versprechen schien ihn etwas zu beruhigen, und ich verließ ihn bald darauf. Ich bitte Sie, gewähren Sie unserm gemeinsamen Freunde diesen letzten Besuch. Sagen Sie ihm Lebewohl — es wird wenigstens dieses eine Mal

keine wirkliche Lüge mehr sein. — Gehen Sie am Tage Ihrer Abreise noch einmal hin."

Ich fragte Henri um Rat.

„Thu es nur," sagte er, „wir sind so glücklich, daß wir kein Recht dazu haben, unbarmherzig zu sein."

Ich belohnte ihn mit einem Kuß für diese Antwort.

„Ich danke dir, du Lieber. Was du mir auch gesagt hättest, ich hätte dir gehorcht. Aber siehst du, es kommt mir vor, als ob es uns kein Glück gebracht hätte, wäre ich fortgegangen, ohne dem Kranken noch diese letzte Freude zu machen."

Es war abgemacht worden, daß wir die Hochzeitsnacht auf unserem Gute bei Ingrandes in der Nähe von Châtellerault zubringen sollten, um unsere Reise nicht von den Anstrengungen des Hochzeitstages ermüdet anzutreten. Am nächsten Tage sollten dann meine Eltern und Henris Mutter zum Diner zu uns herauskommen, und gleich nach demselben wollten wir nach San Remo abfahren.

Wollen Sie mir glauben, mein lieber Abbé, daß ich ganz vergessen hätte, dem Baron Lebewohl zu sagen, wenn nicht mein Mann — mein geliebter

Henri mich daran erinnert hätte? Ich war so glücklich, endlich mit ihm allein zu sein und es fiel mir schwer, auch nur eine Minute dieses seligen Beisammenseins aufzuopfern.

„Du hast es versprochen, mein Schatz," sagte Henri, „und du kannst es jetzt nicht mehr zurücknehmen. Aber du kannst deinen Besuch möglichst einschränken. Ich lasse gleich anspannen und wir fahren direkt beim Baron vor. Du gehst dann zu ihm hinauf, während ich im Wagen auf dich warte. Du bleibst eine Viertelstunde bei ihm, dann fahren wir sofort wieder heim. So ist die ganze Geschichte in einer Stunde abgemacht und wir brauchen uns nur auf einige Minuten zu trennen."

Wir machten es ganz so, wie er gesagt hatte. — Sie können sich keinen Begriff davon machen, teurer Abbé, wie der arme Baron sich freute, als er seine kleine Freundin plötzlich eintreten sah. Er belebte sich förmlich und sah einen Augenblick beinahe so frisch aus wie ehedem.

„Roberta," rief er, „und ganz allein!"

Ich setzte mich neben ihn und fühlte mich ganz beglückt durch seine Freude. Wenn ich selbst so glücklich bin, möchte ich auch den anderen nur

Liebes erweisen, ich glaube eigentlich nur aus Egoismus und, um mein eigenes Glück desto tiefer zu empfinden. So kostete es mich keine Mühe, liebevoller gegen ihn zu sein, wie ich es bisher jemals gewesen war. Er sah mich voller Liebe und Bewunderung, dabei aber etwas unruhig an:

„Ich weiß nicht, es ist irgend etwas an dir anders wie sonst — du bist es und du bist es doch wieder nicht ganz. — Oder sehe ich dich nur mit anderen Augen an?"

Dieses „du" setzte mich in Erstaunen. Er hatte mich schon seit langer Zeit nicht mehr gedutzt. Sein Wesen schien mir überhaupt anders wie sonst. Zum erstenmal ging er einfach natürlich mit mir um und schien auf all seine forciert jugendliche Koketterie verzichtet zu haben. Ach, und so gefiel er mir unendlich viel besser.

„Wirst du lange in Italien bleiben?" fragte er, während er meine Hände zwischen die seinigen nahm, die vor nervöser Erregung zitterten.

„Drei Wochen, denke ich, auf keinen Fall länger wie einen Monat."

„Ach, das ist so lange Zeit — wer weiß, ob du mich noch wiederfinden wirst?"

„O,“ rief ich unter Thränen, „sprechen Sie nicht so, mein Freund.“

Er fuhr scheinbar ruhig fort:

„Ja doch — wenn du wiederkommst, wirst du mich nicht mehr finden. Aber du mußt mich nicht vergessen. Du mußt mich wieder aufsuchen — dort, wo ich dann sein werde und für mich beten. Der Gedanke, daß du mich vergessen könntest, würde mir sehr wehe thun — mehr noch wie das Alter und der Tod.“

Ich preßte meine Stirn gegen seine Hände und weinte still vor mich hin.

„Du mußt noch manchmal an mich denken, meine kleine Roberta, an deinen alten Freund, der dich so lieb hatte. Ich weiß ja nicht, wie viel Liebe dir noch im Leben zu teil werden wird, aber so wie ich, wird dich keiner wieder lieben. Durch deine bloße Gegenwart hast du alle Erinnerungen meines Lebens ausgelöscht — und mein Leben war sehr reich an Erinnerungen. Ach, ich weiß wohl, daß du manchesmal darüber gelächelt hast, wenn ich zu dir sprach, als ob ich ein Mann in deinem Alter wäre, und wenn ich eifersüchtig auf dich war. Aber denke mit Nachsicht daran, Roberta, oder

besser, vergiß es ganz. Über die Liebe eines andern sollte man niemals lachen."

Er röchelte jetzt nicht mehr und seine Stimme wurde sanfter. „Wie schade war es," fuhr er fort, „daß du so jung warst und ich so alt. Wie anders wäre mein Leben geworden, wenn ich mit 30 Jahren ein Weib wie dich kennen gelernt hätte."

So blieben wir lange zusammen, ohne zu sprechen. Als meine Thränen versiegt waren, sagte er:

„Geh jetzt, mein Kind. Man wird dich erwarten."

Diese letzten Worte sind mir erst später wieder eingefallen und der seltsame Ton, in denen er sie sagte. Ich erinnerte mich dann auch, daß er nicht mit einem Wort danach fragte, wer mich auf der Reise begleiten würde. — Ob er wohl doch etwas vermutet hatte? Ob er etwas wußte?

Ich war ganz verwirrt und bot ihm meine Stirn, die er mit einem väterlichen Kuß berührte. Dann ging ich schnell fort, — sehr schnell, um in den Armen meines Mannes meine Ruhe wiederzufinden.

Sie würden mir wohl keinen Glauben schenken,

teuerster Abbé, wenn ich Ihnen sagte, daß der Gedanke an meinen alten Freund mich während unseres Aufenthaltes in San Remo am vollen Genuß meines Glückes gehindert hätte, und ich müßte auch lügen, wenn ich das behaupten wollte. Vor der Gegenwart des vollen Glückes schwinden auch die trübsten Erinnerungen. Indessen vergaß ich ihn doch nicht ganz und erkundigte mich, wenn ich an meine Mutter schrieb, wiederholt nach dem Befinden des Barons. Anfangs antwortete sie mir, daß es noch immer das Gleiche wäre, dann ging sie überhaupt nicht mehr darauf ein, und ich fühlte mich so glücklich, daß ich als selbstverständlich annahm, daß es ihm gut gehen müsse.

Als wir nach Châtellerault zurückkehrten, hatte man inzwischen unsere neue Wohnung für uns eingerichtet. Am Tage nach der Ankunft spielte ich zum erstenmal die Hausfrau. Meine Eltern und der Doktor Ronteyrier waren bei uns zu Tisch. Bei dieser Gelegenheit fragte ich: „Apropos, wie geht es denn dem Baron?"

Meine Frage schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel in unsere kleine Tafelrunde ein. Alles schwieg und blickte sich fragend an.

„Mein Gott," stammelte ich, „ist etwa —?"

Mama stand auf und schloß mich in ihre Arme.

„Ja, mein Kind — wir haben es dir nicht geschrieben, um dir in dieser frohen Zeit keinen Schmerz zu bereiten. Es war kaum 14 Tage nach deiner Abreise — ganz plötzlich —"

Bei dieser Nachricht brach ich in einen Thränenstrom aus. Als ich mich etwas beruhigt hatte, fragte ich nach Einzelheiten. Mein alter Freund war ganz plötzlich aber bei vollem Bewußsein gestorben. Seit drei Tagen hatte er selbst sein Ende erwartet und hielt noch, bis er starb, mein Porträt in seinen zitternden Händen. Dann erfuhr ich noch etwas. Er hatte „Mademoiselle Roberta Hautecroix" zu seiner Universalerbin eingesetzt. Das Testament war ganz regelrecht, aber noch vor meiner Hochzeit abgefaßt und die rechtmäßigen Erben hatten es daraufhin angegriffen.

Henri und ich kamen sofort überein, daß ich auf meine Rechte verzichten solle. Der Gedanke, für den frommen Betrug jener letzten Tage mit Banknoten belohnt zu werden, flößte uns beiden Abscheu ein. Nein, ich habe von meinem alten

Freunde nichts behalten, wie jenes Bild von mir, das er so liebte, das er noch im Sterben angeblickt hat. Und wenn er jetzt vom Jenseits auf uns herabschaut, so muß er gesehen haben, daß seine kleine Freundin ihn nur aus Mitleid und aus Liebe belogen hat. Aber wird er es mir dann auch verzeihen, daß ich so gehandelt habe, oder wird er über jene trostreichen Illusionen zürnen, mit denen er in den ewigen Schlaf hinübergeschlummert ist? Dieser Gedanke quält mich zuweilen und macht mich unruhig. Wenn Henri bei mir ist, weiß er mich immer bald wieder darüber zu beruhigen. Aber in langen, einsamen Stunden wie jetzt vermag ich nicht allein damit fertig zu werden. Und leise regen sich die Gewissensbisse in mir. Ich sehe meinen alten Freund wieder vor mir, so wie er früher aussah, mit seinen glänzenden Augen, seiner schlanken Gestalt und seinen weißen Zähnen und dann glaube ich zu hören, wie er mit trauriger Stimme sagt:

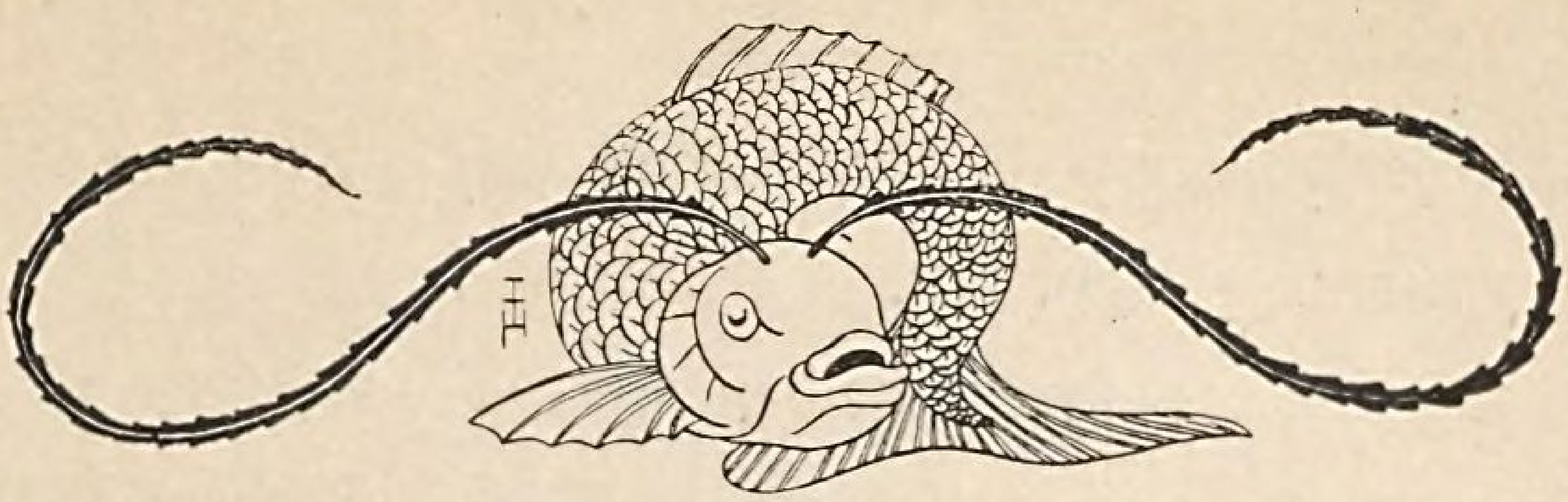
„Warum hast du mich damals belogen, kleine Roberta?"

Ach, es ist schrecklich, diese dunkle Kluft zwischen dem Leben und dem Grabe, über die

unsere Stimme nicht hinüberzuklingen vermag, wenn sie nach den Abgeschiedenen ruft. — Was soll ich denken? — was soll ich thun? Sprechen Sie mir Trost zu, mein lieber Abbé. Sie haben gewiß ein Wort bereit, das mich beruhigen kann. Helfen Sie mir, daß ich in meinem Herzen eine Ruhestätte für das Andenken meines alten Frrundes zu finden vermag!

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Zwillinge



Die Zwillinge

Nicht wahr, ihr kennt sie auch, diese kleinen Provinzstädte, die man vom Fenster des Schnellzugs aus an sich vorüberfliegen sieht? Es kommt einem dann jedesmal vor, als ob man sie schon einmal, in irgend einem andern Teil von Frankreich gesehen haben müßte, sei es in Languedoc oder Touraine, in Flandern oder der Beance.

Die verschwimmenden Linien ferner Hügel zeichnen sich gegen den Horizont ab. Neben dem Bahndamm läuft ein breiter Weg entlang, ein anderer zweigt sich im rechten Winkel davon ab und führt auf das Städtchen zu, dessen bescheidene,

reinliche Häuser und öde Gassen sich rings um den Kirchturm gruppieren. Deutlich kann man das weiße Rathaus unterscheiden und die Fahne an der Gendarmeriewache flattern sehen. Schwerfällige Wagen rasseln über die Landstraße. Weiterhin blicken die Giebel eines Schlößchens aus grünen Baumwipfeln hervor. Der Bahnhof sieht aus wie eine rot und weiß angestrichene Schachtel, auf die man irgend einen unmöglichen Namen geschrieben hat. Der Zug saust weiter, und das ganze Städtchen mit seinem Bahnhof, seinem Kirchturm und seinem Schloß verschwindet wieder wie eine Fata morgana.

Wenn ich solch einen kleinen Marktflecken liegen sehe, drängt sich mir immer der Gedanke auf, wie trügerisch wohl dieser Hauch von Frieden und Ruhe ist, der über dem Ganzen zu liegen scheint. Denn in meinem Leben als Beamter habe ich einmal ein solches Städtchen kennen gelernt. Ich habe selbst mit angesehen, was für Dramen sich in seinem Innern abspielten, und wie unter diesem heuchlerischen Frieden Haß und wild entfesselte Begierden tobten.

Ich war 22 Jahre alt, als ich nach Giory, im Departement de Tarthe berufen wurde und

stand noch ganz im Anfang meiner Karriere. Es ist der große Vorzug dieses ersten Jugendalters, daß er einem auch den ödesten Aufenthalt und die langweiligste Beschäftigung in einem angenehmen Licht erscheinen läßt. So fand ich mich damals mit meiner trostlosen Thätigkeit als Kontrolleur ganz gut ab, es machte mir Spaß, so im Lande umherzufahren und in den kleinen Gasthäusern zu übernachten.

Meine Garçonwohnung, für 30 Franks im Monat, die aus drei Zimmern zu ebner Erde mit freier Benutzung eines großen Gartens bestand, die guten Mahlzeiten im Hotel zum Goldnen Adler, vor allem aber das Gefühl, Herr meiner Zeit zu sein und thun zu können, was ich Lust hatte — alles das schien mir weit angenehmer wie mein bisheriges Leben in Paris, wo ich bei meinen Eltern herumhockte, wie ein Gymnasiast, der Ferien hat und im Bureau den Überflüssigen spielte.

Die Gesellschaft, mit der ich hier in Givry verkehrte, bestand aus einigen Beamten, dem Steuereinnehmer, dem Friedensrichter und einigen bei der Regierung Angestellten. Ich machte meine Besuche und wurde hier und da eingeladen. Mit besonderem

Wohlwollen kamen mir die Mütter, welche heiratsfähige Töchter besaßen, entgegen und ich ließ mich ruhig von ihnen verhätscheln, ohne daß ich dadurch Lust bekommen hätte, mich bald zu verheiraten. Ich hoffte vielmehr, in Givry (die Stadt zählte 3000 Einwohner) Gelegenheit zu kleinen Liebesabenteuern zu finden. Und mit meinen 22 Jahren fand ich auch bald, was ich suchte. Mein großer Garten war nur durch eine vielfach durchlöcherte Dornenhecke von dem meiner Nachbarin, Madame Rabat, getrennt. Ich lernte diese Dame bald nach meiner Ankunft in einer Abendgesellschaft bei dem Gemeinderat Monsieur de Sizoles, der ein reizendes, kleines Schlößchen bewohnte, kennen. Sie war die Witwe eines Gendarmeriehauptmannes und lebte mit ihren beiden Töchtern, Rosa und Margarete, beide 19 Jahre alt, es waren Zwillinge. Als ich diese beiden schönen Blondinen mit ihrem mattweißen Teint zum erstenmal beisammen sah, schienen sie mir ebenso leicht zu unterscheiden wie die Blumen, deren Namen sie trugen, obgleich sie sich an Wuchs, Gesicht und Kleidung vollkommen glichen. Die eine schien die Unschuld vom Lande posieren zu wollen, es lag etwas Schlaffes, Mattes in ihren

Bewegungen und sie sprach sehr wenig, die andere dagegen war lebhaft, beinahe herausfordernd und amüsierte sich ganz unverfroren über die etwas gewagte Liebenswürdigkeit, die ich ihr sagte. Als ich sie nach ihrem Namen fragte, sah sie lächelnd ihre Schwester an und antwortete: „Ich bin Rosa."

„Diese Rosa Rabat ist einfach entzückend," sagte ich nachher zu meinem neuen Freund, dem Friedensrichter Labatut, der ebenfalls Junggeselle war und mit dem ich im Goldenen Adler gemeinschaftlich zu speisen pflegte.

„Rosa?" entgegnete er, „Sie wollen wissen, welche von den beiden Rosa ist? — Ach, Sie sind nicht schlecht. — Nun, Rosa ist die Lebhafte, die fortwährend spricht und lacht, alles an ihr ist Leben und Bewegung; Margarete dagegen ist schläfrig und posiert außerdem — die gefällt mir absolut nicht."

„Aha, Sie sind also auch glücklich darauf hereingefallen. Nun, mein Lieber, die beiden Mädchen haben Sie einfach zum Narren gehalten, das thun Sie mit jedem Fremden. Wenn Sie jetzt, heute abend noch, die Lustige, die Ihnen so gut gefallen hat, wieder aufsuchen und sie mit

„Fräulein Rosa“ anreden, so wird sie ohne Umstände antworten: „Aber ich bin doch Margarete.“ — Wenn die beiden zusammen sind, machen sie sich einen Spaß daraus, sich verschieden zu geben, die eine schweigt ganz still, während die andere schwätzt und scheint vor Rührung zu zerfließen, wenn ihre Schwester lacht. Aber niemand weiß, ob es Margarete oder Rosa ist, mit der er spricht, glauben Sie mir, niemand, selbst die Mutter hat schon längst darauf verzichtet, sie zu unterscheiden und ruft sie aufs Geradewohl Rosa oder Margarete — sogar wer die Schwestern ganz aus der Nähe kennen gelernt hat, weiß nicht, mit welcher von beiden er es zu thun hat.“

Was er mit diesen letzten Worten meinte, habe ich erst viel später verstanden. Mein Freund Labatut erklärte sich an diesem Abend nicht näher. Aber ich überzeugte mich bald davon, daß das, was er über die „Wesenseinheit“ der beiden Zwillinge sagte, vollkommen richtig war.

Die langen, warmen Juniabende begünstigten meine Freundschaft mit der Familie Rabat. Oft ließ die Mutter mich mit den Töchtern allein, wenn die Nacht zu schön oder unsere Unterhaltung

zu lebhaft war, um schon früh schlafen zu gehen. Und je mehr ich Rosa und Margarete kennen lernte, desto weniger vermochte ich sie von einander zu unterscheiden. Immer mehr schien es mir, als ob sie nur ein einziges Weib seien, das zwei ganz gleiche Körper besaß. Ihre Mutter hatte mir sogar gestanden, daß sie selbst in Gedanken sie nicht mehr von einander zu trennen vermöchte, es kam ihr vor, als ob sie dieselbe Tochter in zwei Exemplaren besäße. Aber die häusliche Harmonie wurde dadurch nicht weiter beeinträchtigt. Was die eine erfuhr, wußte eben die andere auch. Und schließlich konnte es ja auch gar nicht vorkommen, daß man der einen etwas sagen wollte und nicht ganz dieselbe Veranlassung gehabt hätte, es auch der anderen mitzuteilen — sie waren eben völlig identisch miteinander.

Mit dieser Schlußfolgerung sollte ich allerdings schlecht ankommen.

Als ich drei Monate in Givry war, fing die Enthaltsamkeit, zu der ich hier gezwungen war, an, mir sehr schwer zu fallen, und die beständige — ich möchte fast sagen intime Nähe dieser schönen Mädchen, mit denen ich nahezu alle meine

freien Stunden zubrachte, war nicht gerade dazu angethan, mich abzukühlen. Aus gewissen Anzeichen schloß ich, daß sie nicht allzu spröde sein würden. An einem Abend, es war sehr dunkel und wir saßen alle drei im Garten unter den Feigenbäumen, wagte ich es, die Hand der einen Schwester an meine Lippen zu ziehen. Sie ließ es ruhig geschehen, dadurch ermutigt, drückte ich ihr einen leichten Kuß auf die Lippen, und sie leistete nicht den geringsten Widerstand.

Sehr befriedigt von dem Erfolg meiner Kühnheit legte ich mich schlafen, aber dennoch beunruhigte mich der Gedanke: „Welche von ihnen mag ich geküßt haben? Entweder muß ich es bei diesem einen Kuß bewenden lassen oder ich setze mich der Möglichkeit aus, das mit der einen begonnene Abenteuer mit der anderen fortzusetzen." — Es läßt sich leicht erraten, wie ich mich über die Lösung dieses Problems zu beruhigen wußte. Der Schluß, zu dem ich dabei kam, war nicht gerade sehr moralisch, aber entschuldbar, bei meiner Jugend und angesichts der absoluten Unmöglichkeit, einen anderen Ausweg zu finden.

Am andern Morgen wagte ich aufs Gerade-

wohl bei der, die mir zunächst saß, einen erneuten Annäherungsversuch. Aber diesmal wurde mir die Hand, die ich fassen wollte, mit einer brüsken Bewegung entzogen. Ich beharrte auch nicht weiter darauf, sondern setzte mich neben die andere Schwester und diese zeigte sich nicht spröder wie gestern Abend — im Gegenteil . . — Um nicht noch einmal fehl zu gehen, blieb ich jetzt beständig an ihrer Seite und als ich sie abends bis an ihre Thür begleitete, flüsterte ich ihr ins Ohr: „Kommen Sie zu mir, ich flehe Sie darum an.“

Sie gab keine Antwort, aber einen Augenblick, nachdem ich mit heißem Kopf und brennenden Lippen in meinem Zimmer angekommen war, wurde leise an das Fenster geklopft. Sie war wirklich gekommen und gab sich mir ohne Widerstreben hin. Trotz meiner ziemlichen Unerfahrenheit fühlte ich bald, daß sie selbst durchaus nicht mehr ganz unerfahren war.

Nach Verlauf von fünf Monaten bestand unser Verhältnis immer noch, aber ich wußte ebenso wenig wie am ersten Tage, welche von den beiden Schwestern denn nun eigentlich meine Geliebte sei. Ich hatte ihr gesagt, im vertrauten

Zusammensein würde ich sie immer Rosa nennen, und für mich würde sie eben ein für allemal Rosa sein, ob sie nun wollte oder nicht. Aber das war schließlich nur ein Wortspiel, das meine Befürchtungen in Wirklichkeit nicht zu zerstreuen vermochte. Im Gegenteil, meine heißen Wünsche verwandelten sich mehr und mehr in eine geheime Angst, die sich fast bis zur Manie steigerte. Ich dachte etwa so: Im gewöhnlichen Leben, für ihre eigne Mutter, für mich und für jedermann sind Rosa und Margarete nur ein einziges Wesen, das in zwei getrennten Körpern wohnt. Wenn man an eine von ihnen denkt, ist es möglich, daß man vielleicht gerade an die andere gedacht hat. Nach allen Regeln der Logik steht es also fest, daß sie nur ein Wesen darstellen, aber trotzdem ist entweder die eine oder die andere meine Maitresse. In diesem einen Fall müssen sie also getrennte Wesen sein. — Oder — —

Ja, dieses „oder". Am Ende war weder Rosa noch Margarete ausschließlich meine Geliebte, sondern die beiden Formen ihrer Zwillingsseele wechselten sich in meinen Armen ab. Im Grunde glaubte ich selbst, daß es so war, aber wie war

dieser Umstand zu beweisen oder zu rechtfertigen. Wenn ich darüber nachdachte, verlor ich den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, meine Vernunft versagte, mir war, als ob ich anfinge, den Verstand zu verlieren. Und diese fixe Idee verfolgte mich, bis ich glaubte, es nicht mehr ertragen zu können. Ich beschloß deshalb, ein gefährliches Experiment zu wagen, das mir Klarheit verschaffen sollte.

An einem Nachmittag, wo ich wußte, daß Rosa und Margarete allein zu Hause waren, begab ich mich zu ihnen. Ich fand sie am Fenster des Speisesaals, sie saßen nebeneinander und arbeiteten an ein und derselben Stickerei. Ich näherte mich der einen, nahm ohne weiteres ihren Kopf zwischen meine Hände und küßte sie angesichts ihrer Schwester auf den Mund.

Sie stießen beide gleichzeitig einen Schrei der Entrüstung aus, der so von Herzen zu kommen schien, daß ich wie angewurzelt stehen blieb. Dann standen sie auf und verließen den Saal, beide in Thränen gebadet und eng aneinander geschmiegt, als ob sie sich gegenseitig vor neuen Beleidigungen schützen wollten.

Mich packte die Angst, es war mir, als ob

mein Verstand vor diesem Rätsel einfach stillstände. Ich entfloh voll Entsetzen in meine Wohnung und schloß mich dort ein.

Am nächsten Tage erhielt ich den Besuch meines Vorgesetzten, des Bezirksinspektors. Er war eigens dazu gekommen, Nachforschungen über meinen Lebenswandel anzustellen, Madame Rabat hatte sich telegraphisch bei ihm über mein Benehmen beschwert. Natürlich konnte ich dasselbe nicht rechtfertigen und machte auch gar keinen Versuch, mich zu verteidigen. Es gab keinen weiteren Skandal, sondern ich wurde einfach strafweise in einen Bezirk nach Lozère geschickt. Weder Margarete noch Rosa habe ich jemals wiedergesehen. Nach vielen Jahren traf ich in Paris meinen Freund, den Friedensrichter Labatut wieder, der ins Seine-Departement berufen war. Natürlich kamen wir auf die alten Zeiten zu sprechen und ich fragte ihn:

„Was ist denn aus den Zwillingen geworden?"

„Was, das wissen Sie nicht? Lesen Sie denn keine Zeitungen? — Übrigens haben wir damals auch alles dazu gethan, um die Sache zu vertuschen."

„Was für eine Sache denn?“

„Nun, ich will es Ihnen erzählen. Etwa zwei Jahre nach Ihrer Abreise (übrigens habe ich damals ganz gut gewußt, weshalb Sie fortgingen) fand man in Ihrem Garten den Leichnam eines neugeborenen Kindes, der schon seit sechs Monaten in der Erde gelegen haben mußte. Allem Anschein nach war das Kind lebend zur Welt gekommen und nachher erdrosselt worden. Die Aussagen einiger Dienstboten lenkten den Verdacht auf die kleinen Rabats, und die Staatsanwaltschaft leitete eine Untersuchung ein.“

„Nun, und was kam dabei heraus?“

„Man fand Beweise, daß das Kind von einer der beiden Schwestern herrühren mußte, aber von welcher? Die ärztliche Untersuchung stellte fest, daß beide schon einmal geboren hatten. Aber wann konnte das gewesen sein? Madame Rabat, die nach allen Richtungen hin ausgefragt wurde, ahnte nichts davon, die arme Frau hat wohl auch nicht geahnt, daß ihre Töchter die Maitressen, oder richtiger gesagt, die Maitresse, fast sämtlicher Männer des ganzen Bezirks gewesen waren.“

„Nun, und?“

„Und? was wollen Sie? Ein Geständnis war aus den beiden nicht herauszubringen. Das Verbrechen war festgestellt, aber den Verbrecher konnte man nicht ermitteln, und so mußte die Sache eingestellt werden. Und wie ich Ihnen schon sagte, war es höchst notwendig, die Geschichte zu vertuschen. Man hätte sonst fast alle Männer von Givry mit hineinziehen müssen.“

Schließlich erzählte er mir noch, daß die Mutter vor Verzweiflung über diese Schande gestorben war, während Rosa und Margarete ruhig ihr altes Haus weiter bewohnten, und sich ganz geborgen fühlten durch die vielen Geheimnisse, die sie über jedermann wußten.

Ich hörte schon längst nicht mehr zu, ich sann dem unergründlichen Rätsel nach, das in der Seele des Weibes verborgen liegt und ich dachte, daß, um ebenso wie die Zwillinge von Givry in ungetrübter Heiterkeit das Leben von Courtisanen oder gar Verbrecherinnen zu führen, ihnen oft nur jenes wunderbare Hülfsmittel fehlt, was diese besaßen, nämlich ein zweifacher Körper.

Loute

Loute

Ja, so ist es, fuhr Melchior fort, ihr wißt eure Romanbände immer nur mit diesen uralten, abgedroschenen Ehebruchsgeschichten anzufüllen, ihr versteht euch bloß darauf, das Seelenleben der Kokotten zu analysieren, die das Pariser Leben je nach seiner Laune bildet oder vorbildet, warum bringt ihr uns nicht lieber einmal den Roman des Kindes, — des Weibes, ehe es Weib geworden ist.

So viel ich weiß, existiert dieser Roman bis jetzt nur in einzelnen Bruchstücken. Man könnte beinahe glauben, daß ihr Psychologen so mit Blindheit geschlagen seid, daß ihr dem Rätsel dieser

zarten Wesen, die doch eines Tages zum Weibe erwachen werden, nicht auf den Grund zu gehen vermögtet.

Glaubt mir doch, sie haben fast alle schon ihr Geheimnis, fast alle bergen schon einen großen Schatz von Liebesfähigkeit im Herzen — aber sie verraten es niemals, was in ihnen lebt.

Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß ich von keinem Wesen auf der Welt so tief und wahr, ja so völlig schrankenlos geliebt worden bin, wie von einem kleinen, elfjährigen Mädchen.

Man unterbrach ihn, alles schrie durcheinander, aber Melchior fuhr ruhig fort:

O, ihr könnt ganz ruhig sein. Ich will euch keine Gerichtsverhandlung erzählen, meine Geschichte könnte vor jeder Polizei bestehen. Ich habe die Gesetze meines Landes immer respektiert — damit will ich nicht gesagt haben, daß ich nicht in Versuchung gekommen wäre — — nun, ich will euch lieber erzählen, wie die Sache war.

Es ist jetzt fünfzehn Jahre her, ich war damals 26. Ein Zufall, — der für meine ganze politische Karriere entscheidend geworden ist — war die Veranlassung, daß eine Gruppe von Arbeitern

mich nach einem blutig verlaufenen Streik zu ihrem Rechtsbeistand gewählt hatte.

Wir standen am Anfang Juni. Die Sache sollte erst nach den Gerichtsferien zur Verhandlung kommen. Ich hatte mich aufs Land zurückgezogen, um meine Akten in Ruhe studieren zu können. Ich bewohnte in der Nähe von Versailles ein Gartenhaus, das ziemlich isoliert inmitten eines großen Parks gelegen war. Das Hauptgebäude lag an der Landstraße und dort wohnte der Eigentümer, — ein Brücken- und Wegebaumeister mit seiner Familie, die außer den Eltern noch aus zwei Töchtern bestand, die älteste war die neunzehnjährige Juliette, Louise, die zweite — in der Familie nur Loute genannt — war erst elf und ein halbes Jahr alt.

Vater Lointier war ein braver, etwas bornierter Landmesser, es machte mir Spaß, ihn durch die fürchterlichsten revolutionären Ideen in Schrecken zu setzen, die ich ihm gewöhnlich beim Dessert vortrug, — ich wurde nämlich öfter zu den Familienmahlzeiten eingeladen. Seine Gattin war eine gute Hausfrau, ohne jede geistige Bedeutung, sie sprach wenig, dachte wahrscheinlich noch weniger,

verstand sich aber um so besser auf ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten. Juliette war ein blühendes, kräftiges Mädchen, ihre rosige, stark entwickelte Fülle, ihre Augen, Wangen und Lippen schienen zu sagen: Ich bin bereit zur Hochzeit, wer will mein Mann werden?

Daß ich nicht nach diesem Glück strebte, hatte sie bald erraten, dagegen galt es in der Familie für eine ausgemachte Sache, daß Loute in mich verliebt war.

Wirklich schien meine Anwesenheit auf die Kleine großen Eindruck zu machen. Über ihre elfenbeinweiße Stirn, auf der das schwere, kastanienbraune Haar förmlich zu lasten schien, ergoß sich ein tiefes Rot, sobald sie meiner ansichtig wurde. Sie wagte mich nur verstohlen zu beobachten, und schlug ihre tiefschwarzen Augen nieder, sobald sie meinem Blick begegnete. Bei Tisch sagte sie kein Wort, wenn ich da war und in Gegenwart ihrer Eltern hätte sie mir niemals einen Kuß gegeben. Wenn ich sie scherzend verfolgte, lief sie fort und ließ sich erst von mir einholen, wenn uns niemand mehr sehen konnte. Schloß ich sie dann in meine Arme, so fühlte ich, wie ihr ganzer kleiner Körper nervös zitterte, ehe sie sich mir völlig willenlos

überließ. Diese leidenschaftliche Liebe der Kleinen blieb weder ihren Eltern noch mir verborgen und gab dem alten Lointier und Juliette Stoff zu endlosen Neckereien — leider war ich selbst mitunter schwach genug, darauf einzugehen.

Drei Monate dieser arbeitsvollen Zurückgezogenheit hatten mir zur Ausarbeitung meines Plaidoyers genügt. Die Gerichtsferien nahten sich ihrem Ende. Ich hielt es für notwendig, vor Eröffnung des Gefechts noch zwei oder drei Wochen den Schwurgerichtssitzungen beizuwohnen und verabschiedete mich von meinen Wirten.

Da — in der letzten Nacht, die ich in meinem Gartenhäuschen zubrachte — es war gegen Mitternacht und ich saß noch halb angekleidet auf meinem Bett und durchblätterte den Aktenstoß, um ihn geordnet in die Mappe zu legen, als ich plötzlich ein leises Geräusch hinter mir vernahm. Ich wandte mich um und sah, daß die Thür geöffnet war und Loute mitten im Zimmer stand. Sie schien ihr Zimmer, das sie mit der Schwester teilte, in aller Eile verlassen zu haben. Ihre nakten Füße steckten in Pantoffeln, sie hatte sich in einen Shawl von ihrer Mutter gehüllt und war darunter nur mit Hemd und Unterrock bekleidet.

Im ersten Augenblick glaubte ich selbst zu nachtwandeln oder daß irgend etwas in meinem Kopfe in Unordnung sei. Erst allmählich wurde mir der wahre Sachverhalt klar.

Loute war gekommen, sich mir hinzugeben, weil sie mich liebte.

Ihr müßt mich nicht mißverstehen, natürlich wußte dieses Kind noch nichts von der Liebe, sie ahnte nicht, was sie mir geben und was sie dafür von mir verlangen konnte. Aber ein dunkles Vorgefühl hatte ihr gesagt, daß eine Frau sich dem geliebten Manne mit Leib und Seele zu eigen giebt.

Und so war sie in aller Unschuld, aber dabei ohne jedes Gefühl von Scham zu mir gekommen, um sich mir, in der wahrsten Bedeutung des Wortes, hinzugeben.

Sie sank mir in die Arme. Ich nahm sie auf den Schoß, weil ich glaubte, daß sie krank sei, da nahm sie meinen Kopf in beide Hände und küßte mich auf die Stirn, die Augen, die Wangen. Wie kindlich unbeholfen waren diese Küsse, aber was für ein Ungestün lag darin!

Ich halte mich selbst für einen Menschen, der Grundsätze hat, der nicht leicht aus dem Gleich-

gewicht zu bringen ist und der nur normale Leidenschaften besitzt, und doch gab es einen kurzen Augenblick, wo ich fast an diesem Kinde zum Sünder geworden wäre.

Der Willensakt, mit dem ich die Versuchung von mir abschüttelte, ließ meinen Körper so heftig erbeben, daß die Kleine, von mir zurückgestoßen, beinah zu Boden gefallen wäre.

Sie glaubte, ich wollte sie schlagen und ihre schönen Augen, in denen Thränen glänzten, sahen mich voll Ergebung an. Ich fühlte, wie groß, wie tief diese blinde Liebe des Kindes zu mir war und zürnte mir selbst ob meiner Brutalität. Durch Küsse und Liebkosungen suchte ich sie wieder zu beruhigen, und versuchte dann ihr einzureden, daß sie möglichst schnell wieder ihr Zimmer aufsuchen müsse, ehe ihre Schwester gewahr würde, daß sie verschwunden war.

„O," sagte sie, „das hat keine Gefahr. Juliette schläft sehr fest, ich stehe oft nachts auf, wenn ich nicht schlafen kann, und sie wacht niemals auf, wenn ich im Zimmer umher gehe und allen möglichen Lärm mache."

„Aber sieh doch, Loute, hier kannst du nicht

bleiben. Wir haben jetzt Abschied voneinander genommen, so sei nun vernünftig. Du mußt mich wieder verlassen."

Sie senkte den Kopf und blieb hartnäckig dabei. „Ich will bei dir bleiben."

„Du willst bleiben, aber wie lange denn?"

„Die ganze Nacht. Wenn es hell wird, gehe ich wieder fort und niemand wird etwas merken."

„Aber ich will selbst zu Bett gehen, ich muß schlafen."

Sie verbarg ihr Gesicht an meiner Schulter und stammelte wie eine Braut, die das Geständnis ihrer Liebe ablegt:

„Ich will bei dir schlafen, wie die Mama beim Papa schläft."

Ich bitte euch mir zu glauben, daß ich alles versucht habe, um sie zum Fortgehen zu bewegen. Aber sie beharrte auf ihrem: „ich will bei dir bleiben, ich bleibe hier."

Was sollte ich thun? Sie zu ihren Eltern bringen? — Es hätte eine sehr peinliche Situation gegeben und dann fühlte ich auch ein seltsames Widerstreben bei dem Gedanken, die Liebe dieser Kleinen zu verraten. Mein Ehrgefühl lehnte sich

dagegen auf, jenes Ehrgefühl, das uns verbietet, das Geheimnis einer Frau, die sich uns hingegeben hat, preiszugeben. Schließlich faßte ich einen Entschluß.

„Es ist gut," sagte ich, „komm, wir wollen schlafen gehen."

Ich wickelte das Kind in den Shawl, den es mitgebracht hatte, und legte es auf mein Bett nieder. Dann legte ich mich selbst neben sie, halb angekleidet, wie ich war. Als ich das Licht ausgelöscht hatte, schlang sie ihren Arm um meinen Hals und rührte sich dann nicht mehr. Ich fühlte nur, wie das heftige Pochen ihres Herzens aufhörte, und bald sah ich an ihren regelmäßigen Atemzügen, daß sie fest schlief.

Jene schlimmen Gedanken, die einen Augenblick in mir aufgelodert, waren verflogen. Ich drückte das schlafende kleine Wesen, daß sich mir so vertrauensvoll überlassen hatte, mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit an meine Brust. Dann schlief auch ich ein.

Als man mich am nächsten Morgen um acht Uhr weckte, war Loute verschwunden.

Eine Stunde später verließ ich das Haus.

Vater Lointier, seine Frau und Juliette kamen noch, um mir Lebewohl zu sagen. Loute war nicht erschienen, man sagte mir, daß sie in ihrem Zimmer weinte und nicht herunterkommen wollte.

„Haben Sie die Kleine niemals wiedergesehen?" fragte irgend jemand, als Melchior stillschwieg.

„Nein, niemals."

„Schade, es hätte gewiß noch ein nettes, kleines Abenteuer gegeben."

„Da sind Sie im Irrtum," entgegnete der Erzähler, „ich habe Loute zwar nicht wiedergesehen, aber ich weiß, was aus ihr geworden ist. Sie ist mit siebzehn Jahren in das Kloster der Ursulinerinnen zu Versailles eingetreten."

Monsieur Poivre

Monsieur Poivre

Louis August Poivre war der Typus und das Ideal eines Bureaubeamten, wie ihn die Steuerbehörden ersehnen, ausbilden und ausnützen. Er besaß die vorzüglichsten Eigenschaften für seinen Beruf und seine Fehler kamen ihm dabei noch fast mehr zu statten. Er war pünktlich und genau, dabei sehr mittelmäßig begabt und ziemlich faul, hatte eine ausgezeichnete Handschrift und war ganz unfähig, irgend etwas aus eigener Initiative zu thun.

Poivre war in Ingrandes als zweiter Schreiber bei der Unterabteilung für indirekte Steuern angestellt. Seine Kollegen, den ersten Kommis Mourland

und den Diätar Grandjaquot verachtete er aufs Tiefste. Dagegen legte er für seinen Chef, den Unterdirektor Monsieur Bonvet eine grenzenlose Hochachtung an den Tag, die sich mit Bewunderung, Furcht und einem leisen, entsagenden Gefühl von Neid paarte. Wenn dieser Monsieur Bonvet ins Bureau eintrat, war Poivre zu Mut wie einer armen Frau, die von den Wagenrädern einer vorüberfahrenden Kokotte gestreift wird.

Er hatte eben sein 30. Jahr vollendet — und diese dreißig Jahre schienen völlig spurlos an seinem runden, rosigen Gesicht, das deutlich seine ländliche Abstammung verriet, vorübergegangen zu sein — als die Untersteuerabteilung zu Ingrandes einen anderen Chef bekam. Dieses neue Oberhaupt, Monsieur Davin, kam aus dem Departement le Gard. Es war ein kleiner Mann, der schwächlich und etwas abgebraucht aussah. Spärliches, langgewachsenes Haar bedeckte seinen Schädel, sein Gesicht war gelb und sah beinahe wie eine alte Wachsmaske aus. Er sprach stets abgerissen und kurzatmig. Das einzige, was an dem Mann zu leben schien, waren seine beweglichen, klugen, durchdringenden Augen. Monsieur Davin entwickelte eine un-

geheuere Thätigkeit und es war erstaunlich, was er an Arbeit zu bewältigen vermochte. Er füllte eigenhändig die Formulare aus und kopierte sogar seine Briefe selbst. Wenn man von ihm sprach, hieß es immer: Ein Mensch von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der wird es noch einmal weit bringen.

Wenn die Angestellten in den Hof hinab gingen, um sich am Brunnen die Hände zu waschen, saß jetzt meist die Frau Unterdirektor am Fenster und las Romane, über die ihre Augen manchesmal hinwegschweiften, um die jungen Leute anzublicken. Oder sie stand an die Brüstung gelehnt und schaute in den Hof hinab. Madame Vavin war noch jung. Deutlich verriet sich ihre provençalische Abstammung in ihrem glänzenden Haar, ihrem goldig braunen Teint, den kleinen, weißen Zähnen und bernsteinfarbigen, dunkelumringten Augen. Sie hatte eine herausfordernde, dirnenhafte Art, die Angestellten zu betrachten, und die armen Teufel wurden dadurch mehr eingeschüchtert, als daß es sie in Erregung versetzt hätte. Besonders Poivre wagte es kaum mehr an den Brunnen zu gehen, jedesmal schickte er erst seinen Kollegen Grandjaquot hinab, um zu rekognoszieren, ob die Frau Direktor am Fenster sei.

Alle stimmten darin überein, die Frau ihres Chefs müsse ein schlimmes Weib sein, das, nachdem sie die Gesundheit ihres Mannes in der Ehe völlig zu Grunde gerichtet, ihm jetzt wahrscheinlich gehörige Hörner aufsetze.

An einem schönen Sommernachmittag, um 3/4 auf 2 war Poivre ungewöhnlich der erste im Bureau. Er beschäftigte sich damit, eine neue Feder zu probieren, indem er auf seiner Schreibunterlage alle möglichen Sätze hinmalte. Gerade hatte er geschrieben: „Louis August Poivre schwärmt für Hammelkeule“, — als die Thür sich öffnete und Madame Davin eintrat. Sie hatte ein blaues Leinenkleid an, das am Halse etwas ausgeschnitten war und ziemlich kurze Ärmel hatte. Das glänzend schwarze Haar war in Form einer phrygischen Mütze aufgetürmt. Ihre mattleuchtende Haut strömte einen sommerlichen Duft aus.

Poivre war ganz starr vor Überraschung, wie ein ertappter Schüler sucht er seine kalligraphischen Übungen unter irgend einem Aktenstück zu verbergen. Aber schon stand Madame Davin lächelnd neben ihm.

„Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie störe,

mein Herr," sagte sie, „ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten. Haben Sie eine gute Handschrift?"

Poivre war aufgestanden, und stammelte, indem er etwas zurückwich:

„Gnädige Frau — Frau Unterdirektor — alles, was Sie befehlen."

Die junge Frau ließ sich ohne weiteres neben ihm nieder, sie lehnte sich gegen die Tischkante, so daß ihr Busen und ihre Hüften stark hervorsprangen und musterte die Inschriften auf der Schreibunterlage. Als ihr Auge auf den letzten, noch feucht glänzenden Satz fiel: „Louis August Poivre schwärmt für Hammelkeule", fing sie an zu lachen. Sie blickte dem Schreiber in die Augen und sagte: „Haben Sie das geschrieben, mein Herr — also schwärmen Sie für Hammelkeule?"

Poivre errötete bis unter die Haarwurzeln und nickte bejahend.

„Nun, mein Herr, Sie haben ja eine wunderbare Handschrift — gerade das, was ich brauche. Hören Sie also: Wir geben übermorgen ein Diner, zu dem alle Vorgesetzten meines Mannes erscheinen werden, der Bürgermeister, der Unterpräfekt und noch einige andere Beamte. Natürlich müssen wir

dazu Menus haben, glücklicherweise habe ich bei einem hiesigen Buchbinder die dazu nötigen Kartons aufgetrieben, und möchte Sie nun darum bitten, die Namen der Gäste, sowie die Speisen- und Weinfolge darauf zu schreiben. Schauen Sie her — so kommen Sie doch näher heran."

Er gehorchte, sie zeigte ihm die kleinen bunten Kartons mit rot und schwarzen Figuren in den Ecken und erklärte ihm, wie die Schrift darauf angebracht werden müßte. Dann legte sie ihm die Listen vor, deren eine die Namen der Eingeladenen, die andere das Tafelprogramm enthielt. Dabei näherte sich ihr Gesicht dem seinigen und er atmete den berauschenden Duft ihres Körpers und ihrer Haare ein, das mit einem leichten Anflug von Heliotrop-Parfüm untermischt war.

Jedesmal, wenn Poivre, den diese vertrauliche Nähe stark beunruhigte, sich etwas zurückzog, sagte sie ungeduldig:

„Aber so kommen Sie doch näher, mein Herr!"

Als sie eben fertig mit Erklären war, trat der erste Kommis ein und begrüßte Madame Davin mit erstaunter Miene. Sie stand auf und wandte sich an Poivre:

„Sie haben alles verstanden, nicht wahr? Können Sie bis morgen abend damit fertig sein?"

„Gewiß, ja, auf jeden Fall, Frau Unterdirektor."

„Gut, dann bringen Sie mir die Sachen morgen selbst herauf. Ich werde Sie um fünf Uhr erwarten."

Sie ging und warf dem jungen Mann noch einen Blick zu, der einen Feuerschwamm unfehlbar in Brand gesetzt hätte. Als ihr Schritt draußen verklungen war, fragte Moraland:

„Was wollte die Frau Unterdirektor von Ihnen?"

Poivre erklärte ihm den Zusammenhang. Er war ganz stolz über seinen Auftrag, fürchtete dabei aber die Eifersucht Moralands zu erregen.

Dieser biß sich auch wirklich auf die Lippen und sagte, während er an sein Pult zurückkehrte:

„Sie haben Glück. Dadurch werden Sie in der Gunst des Chefs steigen. Sie gehören zu denen, die durch Frauengunst etwas erreichen werden."

Poivre mußte seine halbe Nachtruhe opfern. Er brauchte volle 18 Stunden, um die elf Menus zu vollenden. Dafür zeigte er sein Meisterwerk aber auch erst seinen Kollegen, ehe er es seiner

Gebieterin ablieferte. Selbst Moraland mußte zugeben, daß die Schrift tadellos war und Grandjaquet rief ganz begeistert:

„Das übertrifft jede Lithographie.“

Einige Minuten später wurde der Schreiber von einer Magd in das Zimmer seines Chefs geführt. Er war ganz blaß und die Kehle war ihm wie zugeschnürt. So kam er durch ein Vorzimmer, durch den Speisesaal, den Salon und gelangt schließlich in ein kleines Zimmer, das ganz mit Creton ausgeschlagen war. Dort lag Madame Vavin in einem Kaschmir-Negligé auf dem Kanapee und las. Sie streckte Poivre die Hand entgegen. Aber er hatte nicht den Mut, mit den subalternen Fingern eines zweiten Schreibers die Hand seiner Prinzipalin zu berühren und legte statt dessen schüchtern das Packet, was die Kartons enthielt, hinein. Sie öffnete es nicht einmal, sondern legte es auf einen kleinen Tisch, der in erreichbarer Nähe stand. Sie schien müde, verdrießlich und nervös zu sein und sagte nur:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, setzen Sie sich.“

Poivre suchte sich das kleinste Taburett aus, das zu finden war, und ließ sich in respektvoller Entfernung nieder.

„Was soll das?“ stieß sie ungeduldig hervor. „Setzen Sie sich näher zu mir.“

Dabei zeigte sie auf einen niedrigen Stuhl, der neben ihr stand. Poivre gehorchte. Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen, er hatte das Gefühl, als ob etwas Schwerwiegendes passieren müßte.

Als er sich niedergelassen hatte, musterte Madame Vavin ihn eine Zeitlang, sie schien ihn mit ihren Augen hypnotisieren zu wollen. Ihre Brust hob und senkte sich unregelmäßig und ihr Atem ging hörbar.

Plötzlich erblickte Poivre das Gesicht der jungen Frau dicht über sich, ihre Züge hatten sich verändert und drückten eine heftige Spannung aus, dann faßte sie ihn bei den Armen und zog ihn auf das Kanapee nieder. Ganz entsetzt wagte er keinen Widerstand zu leisten, sondern stammelte nur:

„Gnädige Frau, — Frau Unterdirektor —“

Aber sie hatte ihn ganz in der Gewalt, sie sagte nur: „Schweig still — laß mich nur machen — du brauchst keine Angst zu haben.“

Und er überließ sich ihr völlig willenlos, wie ein Bauernmädchen, das mitten auf dem Felde von einem kräftigen, handfesten Burschen überwältigt wird.

Was sonst noch an jenem Tage geschah, davon wußte Poivre später selbst nichts mehr. Jedenfalls kehrte er in das Bureau zurück, nachdem er das Zimmer der Frau Direktor verlassen hatte, füllte dort wie jeden anderen Tag seine Formulare aus und schrieb Konzepte ab. Dann ging er zur gewohnten Stunde fort, um mit seinen Kollegen im Hotel Vanbar zu speisen, spielte seine gewohnte Partie Karten und ging heim um zu schlafen. Aber alles das ging ganz mechanisch vor sich, seine Nerven und Muskeln schienen ganz ohne sein Zuthun ihre gewohnten Funktionen auszuführen, während sein Wille und sein Verstand gänzlich lahm gelegt waren.

Als er am nächsten Morgen nach einer unruhigen Nacht erwachte, beherrschte ihn ausschließlich der eine Gedanke:

„Ich habe den Chef hintergangen. Ich habe mit der Frau meines Chefs gesündigt.“ Und er empfand weder Freude noch Stolz bei diesen Gedanken, im Gegenteil, er hatte nur das Gefühl, eine schlechte und widernatürliche Handlung begangen, eine von Gott eingesetzte Ordnung umgestoßen zu haben. Ihm war zu Mut wie einem

Soldaten, der sich im Rausch an seinem Hauptmann vergriffen hat und wieder ernüchtert im Gefängnis erwacht, die Fesseln an seinen Händen fühlt und nicht glauben kann, daß er wirklich jenes fürchterliche Verbrechen begangen hat. Poivre saß nicht im Gefängnis, er hatte auch keine Handschellen an, und doch konnte er nicht glauben, daß sein Verbrechen ungesühnt bleiben könnte.

Und doch ging auch dieser Tag vorüber. Als er gegen fünf Uhr das Bureau verlassen wollte, sprach ihn die kleine Magd der Davins auf dem Korridor an:

„Mein Herr, wollen Sie bitte mit mir heraufkommen."

Er mußte sich an der Mauer festhalten, um nicht zu wanken. War es der Chef, der ihn rufen ließ oder war es seine Frau? Er wagte nicht das Mädchen zu fragen, sondern folgte ihr mit schlotternden Knieen.

An derselben Stelle wie gestern erwartete ihn die Frau Direktor. Sie kam ihm entgegen, und kaum hatte das Mädchen den Rücken gedreht, so hing sie schon an seinem Hals: „Du mein Kleiner," sagte sie, und ihre Augen zuckten förmlich in ihren

Höhlen. „Ach, ich hab dich so lieb. Wenn du wüßtest, wie lang mir die Zeit seit gestern geworden ist. Komm nun, komm schnell!“

Und sie zog ihn aufs Kanapee. Er stammelte nur noch: „Frau Unterdirektor — Frau Unter — —“ Aber sie ließ ihn nicht zu Ende kommen.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Poivre traute sich nicht auszugehen, er ließ sich sogar das Frühstück aus der Pension holen. Dann schloß er sich ein, aus Furcht, daß Madame Vavin plötzlich bei ihm erscheinen und ihn zum drittenmal vergewaltigen könne. Er wandte diesen einsamen Tag dazu an, einen Brief an den Generaldirektor aufzusetzen, den er dann auf dem vorschriftsmäßigen Bogen kopierte:

„Herr Generaldirektor.

Ich gestatte mir Ihnen die ergebene Bitte, um einen Wechsel in meiner Stellung vorzutragen. Das Klima von Ingrandes sagt meiner Gesundheit nicht zu, und der Arzt hat mir dringend zu einem Luftwechsel geraten. Mir ist jeder Posten recht, der meiner jetzigen Stellung gleichkommt, nur wünsche ich in ein anderes Departement versetzt zu werden.

Ich erlaube mir, Herr Generaldirektor, mit äußerster Hochachtung zu zeichnen als Ihr ergebener und gehorsamer Diener

Louis August Poivre."

Es war das einzige Mittel, auf das er während seiner schlaflosen Nacht verfallen war, um sich vor dieser furchtbaren Frau zu retten. Er fügte noch einige Worte an Monsieur Davin hinzu und übersandte ihm den Brief durch eine alte Frau, die seinen Haushalt besorgte. Als die Alte nach erfülltem Auftrage zurückkehrte, fühlte Poivre sich erleichtert und beruhigt.

Da es Abend wurde und die Stunde des Diners heranrückte, wagte er es sogar auszugehen und speiste mit gutem Appetit in seiner gewohnten Pension, spielte seine Partie Karten, gewann und leistete sich darauf seine drei Gläser Kakao. Als er nach Hause ging, war er so angeheitert, daß er unterwegs anfing zu singen.

Aber seine Fröhlichkeit war bald wieder verflogen. Als er am anderen Morgen wieder aufs Bureau ging, fühlte er sich niedergeschlagen, unruhig und nicht ganz wohl im Magen. — Es schmerzte ihn, daß er alles das nun so bald ver-

lassen sollte, und was würde er wohl dafür eintauschen, wenn er nun in eine ganz unbekannte Gegend geschickt würde. Trotzdem bereute er es nicht, jenen Brief geschrieben zu haben.

Es mußte eben sein, dachte er. Der kleine Salon der Frau Unterdirektor tauchte wieder vor ihm auf und bestärkte seinen Entschluß.

Gegen zehn Uhr erschien Moraland im Bureau.

„Poivre," sagte er mit einem boshaften Lächeln, „der Chef wünscht Sie zu sprechen."

Poivre nahm seinen ganzen Mut zusammen, er ließ seine Arbeit liegen, zog seinen Straßenrock an, den er im Bureau mit einem alten zu vertauschen pflegte und ging zum Direktor hinauf. Derselbe saß an seinem Tisch und hielt den für den Generaldirektor bestimmten Brief in der Hand. Ohne jede Vorrede begann er dann:

„Also, Monsieur Poivre, Sie wollen sich verändern?"

„Aber — Herr Unterdirektor —"

Der Chef unterbrach ihn:

„Sie können sich denken, daß ich an diese Geschichte mit Ihrer Gesundheit nicht glaube. Man braucht Sie nur anzusehen, um sich zu überzeugen,

daß sie kerngesund sind. Sie müssen also irgend einen anderen Grund haben. Vielleicht scheint Ihnen die Arbeitslast hier zu groß?"

„O nein, Herr Unterdirektor."

„Oder stehen Sie sich mit ihren Kollegen nicht gut?"

„Im Gegenteil, Herr Unterdirektor, wir kommen sehr gut miteinander aus. Es würde mir sogar sehr schwer werden, mich von ihnen zu trennen."

„Haben Sie etwa Schulden?"

„Ganz gewiß nicht, Herr Unterdirektor, keinen Pfennig!"

„Dann handelt es sich also um eine Weibergeschichte?"

Poivre erblaßte bei diesem Wort und machte eine verneinende Bewegung.

„Nun gut," schloß Monsieur Vavin, „da Sie also keinen triftigen Grund haben, um von hier fortzuwollen, und da der, den sie dem Herrn Generaldirektor angeben, einfach aus der Luft gegriffen ist, so weigere ich mich, Ihr Gesuch zu befördern, und werde es kassieren."

Damit zerknitterte er das Schreiben und warf es in den Papierkorb.

Poivre wagte noch einmal zu sagen: „Aber, Herr Unterdirektor —"

„Hier giebt es überhaupt kein ‚Aber', erwiderte der Chef. „Ich will Ihnen nicht die Hand dazu bieten, eine Dummheit zu begehen, die Ihnen morgen wieder leid sein würde. Glauben Sie mir und bleiben Sie in Ingrandes. Ich bin durchaus nicht unzufrieden mit Ihnen — im Gegenteil, und meine Frau, die sehr überrascht war, als ich ihr von Ihren Plänen Mitteilung machte, besteht darauf, daß Sie hier bleiben."

Poivre glaubte, sich verhört zu haben, er stotterte:

„Die Frau Unterdirektor — — hat gewollt?" —

„Nun ja," entgegnete der Chef, „sie will durchaus nicht haben, daß Sie fortgehen."

Er blickte den Schreiber mit einem versteckten Lächeln an und fügte hinzu:

„Sie braucht Sie notwendig — um ihr Menus abzuschreiben."

Eine Reisebekanntschaft

Eine Reisebekanntschaft

Mlle. Cécile Chéritier an Schwester Albanie im Ursulinerinnenkloster zu Châtellerault.

Paris, den 27. Februar.

Ach, meine gute Schwester Albanie, was habe ich schon alles erlebt, seit Sie mich gestern morgen in Châtellerault an die Bahn brachten — seit Sie mich verließen, nachdem ich ins Damencoupé eingestiegen war und wir uns noch einmal umarmt hatten.

Denken Sie sich, ich sitze hier ganz allein in Paris, ganz allein in unserer großen, öden Wohnung, die Dienstboten natürlich ausgenommen. Aber

sonst ist niemand da, weder die Eltern, noch Tante Lucia.

Zwei ausführliche Telegramme haben mich wenigstens darüber beruhigt, daß den Meinen nichts Schlimmes zugestoßen ist. Sie wollten über Annecy aus Italien zurückkehren, sind aber unterwegs eingeschneit.

Bis zur Hochzeit meiner Cousine d'Hably werden sie wohl kaum wieder in Paris sein können, und ich muß dann wohl ohne meine Familie diese Festlichkeit mitmachen.

Das war das erste, unvorhergesehene Ereignis. Aber ich erlebte gestern ein Abenteuer, auf das ich noch viel weniger gerechnet hätte.

Soll ich es Ihnen erzählen? Ich glaube, ja! Sie sind ja immer so gut, so nachsichtig mit mir gewesen, beinah wie eine Mutter. Ich weiß ja nicht, ob ich etwas Unrechtes gethan, aber selbst, wenn ich gefehlt habe, so werden Sie mir nicht allzusehr zürnen.

Meine liebe Schwester, erinnern Sie sich noch jener blonden Dame, die mit mir im Coupé saß? Ihre Toilette war einfach, aber gewählt: stahlblaues Kleid, Astrachanjackett und ein kleiner grauer

Hut mit dichtem Schleier. Sie schien in ihrer Ecke zu schlummern, dabei hielt sie ein kleines Buch in braunem Saffian-Einband in der Hand. Wir hielten es für ein Gebetbuch, ich weiß noch, wie Sie sagten: „Mein Kind, du wirst mit einer sehr frommen Dame reisen. Folge ihrem Beispiel und nimm dein Gebetbuch aus dem Koffer. Die Zeit vergeht schnell, wenn man sie im Gebet zubringt."

Bis Tours blieb ich allein mit der Unbekannten, die ruhig weiterschlief. Dann stieg eine ältere Dame zu uns ein, sie hatte einen Korb bei sich, aus dem heiseres Geschrei hervordrang — es war ein alter, weißer Papagei darin. Die Unbekannte erwachte und blickte sich um. Wir tauschten ein stillschweigendes Lächeln aus. Dann schlug sie den Schleier zurück und ich sah, daß sie sehr hübsch war, allerdings für meinen Geschmack fast etwas zu bleich, aber ihre Augen hatten einen auffallend lebhaften Glanz. Sie fing wieder an, in ihrem kleinen Buch zu lesen, und ich bemerkte, daß auf dem Deckel desselben eine Grafenkrone angebracht war.

In Blois stieg die alte Dame mit samt ihren Papageien aus, gleich darauf klappte die Comtesse (ich will sie so nennen, da ich ihren Namen nicht

weiß) das Buch zu und begann sich mit mir zu unterhalten. Unser Gespräch drehte sich um ganz gleichgültige Dinge. Wir sprachen vom Wetter, über die Geschwindigkeit des Zuges und über die alte Dame mit dem Papagei.

Nachdem ich eine ganze Stunde geschwiegen, war es mir ganz recht, meine Zunge jetzt etwas rühren zu können, das wird Sie gewiß nicht verwundern.

Gute Schwester Albanie, Sie haben ja so oft über meine Plauderhaftigkeit gezankt. Können Sie sich darnach vorstellen, daß ich es fertig gebracht hätte, von Châtellerault bis Paris den Mund zu halten? — nun, es wäre einfach mein Tod gewesen.

Nach Verlauf einer Stunde waren wir schon die besten Freunde. Sie erzählte mir, daß sie jedes dritte Jahr drei Monate in Paris zubrächte, vom April bis zur Preisverteilung, im Winter ginge sie dann nach Nizza, und im Sommer aufs Land oder an die See. Ich sagte ihr, wie ich hieße, daß ich bei der Hochzeit meiner Cousine d'Hably Brautjungfer sein sollte und jetzt in Paris mit meinen Eltern, die schon seit gestern abend dort

sein mußten, zusammentreffen würde, die Comtesse schien an allem, was ich ihr erzählte, lebhaften Anteil zu nehmen. Dann erkundigte sie sich nach dem Kloster, sie fragte, ob ich dort viele Freundinnen habe, und ob dieselben hübsch seien, es interessierte sie, wie unsere Schlafsäle eingerichtet wären und ob Große und Kleine getrennt schliefen — man hätte beinahe glauben können, daß sie selbst Vorsteherin eines Pensionats sei, so genau wollte sie alle Einzelheiten wissen. Dabei blickte sie mich so durchdringend an, daß mir fast bange wurde. Aber dann bei irgend einem Wort, daß ich ganz ins Blaue hinein gesagt hatte, — ich weiß nicht einmal mehr, was es war, — brach sie in ein schallendes Gelächter aus, beugte sich über mich und gab mir einen so herzlichen Kuß, daß ich wirklich nicht mehr an ihrer Herzensgüte zweifeln konnte.

In Aubray stiegen wir aus, um einige Erfrischungen zu uns zu nehmen. Ich war recht froh, daß ich nicht allein in die Restauration zu gehen brauchte. Gewiß hätte ich mich garnicht hineingetraut und wäre halbverhungert, wenn sie sich nicht zu mir gesetzt und mit dem Kellner ver-

handelt hätte. — Nachher bestand sie darauf, für mich zu zahlen.

Als wir den Zug wieder bestiegen, mußte ich mich an ihre Seite setzen. Wir saßen Arm in Arm und schmiegten uns eng aneinander, um nicht zu frieren. Leider waren in Aubray noch andere Reisende eingestiegen und wir konnten nicht mehr so ungestört plaudern wie vorher. Schließlich wurde ich müd, lehnte meinen Kopf an die Schulter der Comtesse und schlief ein.

Erst als wir in Paris ankamen, erwachte ich wieder. Sie können sich denken, welch unangenehme Überraschung es für mich war, weder den Papa, noch die Mama auf dem Perron zu entdecken. Endlich bemerkte ich Viktor — unsern Hausmeister —, der hinter dem Gitter der Ankunftshalle stand und mir verzweifelt zuwinkte. Ich stürzte auf ihn zu, die Comtesse begleitete mich. Er reichte mir ein Telegramm, das mich von dem Unfall in Annecy benachrichtigte. Was war zu thun? Ich war so verwirrt, daß ich meine Reisegefährtin für mich handeln ließ.

„Nehmen Sie Mademoiselles Gepäck mit,“ wandte sie sich in befehlendem Ton an Viktor,

„Mademoiselle wird mit mir zu Mittag essen und später will ich sie selbst nach Hause bringen.“

Ich schlug die Augen nieder. Viktor zögerte einen Augenblick, aber dann that er, wie ihm geheißen war. Ich folgte der Comtesse, wir stiegen in einen Fiaker und ich hörte, daß sie dem Kutscher zurief: „Zu Voisin!“

Zwanzig Minuten später saßen wir in einem kleinen, hellerleuchteten Saal, der sehr hübsch mit Wandspiegeln und Diwans eingerichtet war, vor einem gedeckten Tisch und die Comtesse, die sich neben mir niedergelassen hatte, erteilte dem Kellner ihre Befehle.

Sehen Sie mich nicht so böse an, liebe Schwester Albanie. Ich hatte in jenem Augenblick ein Gefühl, als ob ich nicht ganz recht gethan hätte, dieser unbekannten Dame so ohne weiteres zu folgen. Sie legte jetzt Hut und Jackett ab und ich sah, daß sie eine Art Herrenrock mit Weste, gestärktem Vorhemd und Kragen trug. Dazu war ihr blondes Haar kurzgeschnitten und über und über gekräuselt. — Sie sah ganz sonderbar aus, fast wie ein Mann und dabei doch so elegant und vornehm. Daneben erblickte ich mein eignes Bild im Spiegel, das Bild

eines linkischen, kleinen Pensionsbackfisches in schwarzem Rock und schwarzer Taille — ach und was für einen Rock! — was für eine Taille! Ich will unsere gute Klosterschneiderin nicht lästern, Schwester Albanie, aber wirklich, man sollte uns nicht so schauderhaft gekleidet entlassen. — Die Comtesse bemerkte, daß ich traurig wurde und schien den Grund zu erraten, denn sie schloß mich in die Arme und versicherte mir, ich sei sehr hübsch, ich hätte entzückende Augen und sie hätte noch nie einen so niedlichen Mund und so schönes Haar gesehen, kurz sie zeigte sich so freundlich und mütterlich gegen mich, daß ich meine Verstimmung schnell überwunden hatte. Ich bezwang meine Thränen und fing mit dem besten Appetit von der Welt an zu essen.

Ich muß gestehen, daß meine Erinnerungen von da an nicht mehr ganz klar sind. War es die Übermüdung des Reisetages oder soll ich dem ungewohnt üppigen Diner — wir tranken sogar Champagner — die Schuld geben? ich weiß es selbst nicht. Zanken Sie mich nur gehörig aus, Schwester Albanie, — ich habe gestern abend wirklich einen kleinen Rausch gehabt.

Ich wurde plötzlich sehr lustig, schwatzte wie eine Elster und fing nun meinerseits an, die Comtesse zu umarmen und zu küssen, als ob ich sie wenigstens schon 10 Jahre lang gekannt hätte. Ich muß noch alle möglichen Thorheiten getrieben haben, aber ich kann mich dessen nicht mehr genau entsinnen. Die Comtesse dagegen schien, je länger wir bei Tisch saßen, desto vertiefter in ihre Gedanken. Sie sah mich nur an und hörte stillschweigend meinem Geplauder zu. Ich glaube, es beunruhigte sie, das stille, kleine Pensionsmädchen von vorhin, jetzt so ausgelassen zu sehen.

Schließlich, als wir beim Dessert angelangt waren, schickte sie den Kellner fort, mit den Worten, „Lassen Sie uns jetzt allein!" Dann schloß sie die Thür ab und kam wieder auf mich zu.

„Sie sehen so heiß aus, liebes Kind. Ist Ihnen nicht wohl?"

Ich gestand ihr, daß mir etwas beklommen zu Mut sei.

„Machen Sie es sich doch bequem," sagte sie dann, „wir sind ganz allein, und niemand wird uns stören." Dann setzte das gute Mädchen sich neben mich, machte mir die Taille auf, befreite

mich von meinem Korsett und dabei sprach sie so freundlich mit mir und liebkoste mich so zärtlich — wirklich ganz wie eine barmherzige Schwester. Ich fühlte mich dann auch gleich erleichtert, ich lehnte mich an ihre Brust und sagte leise: „Sie sind so gut.“

Sie amüsierte sich über mein nach der Klostervorschrift gemachtes Hemd und meinte: „Aber wie kann man Euch kleine Mädchen in solche grobe Hemden stecken, und warum sind sie nicht tiefer ausgeschnitten. Ich würde es gar nicht aushalten, so etwas zu tragen.“

Während sie das Leinen befühlte, stieß sie auf die Schnur, an der ich meine kleinen Heiligtümer zu tragen pflege und zog, ohne daß ich es hindern konnte, die beiden Amuletts heraus, die Sie mir geschenkt haben, Notre-Dame de Lourdes und das Herz Jesu mit dem blauen Skapulier (Scapulaine bleu). Lange Zeit hielt sie es in der Hand und betrachtete es nachdenklich, dann fragte sie: „Tragen Sie das immer bei sich?“

„Immer,“ antwortete ich, „ich habe gelobt, es niemals abzulegen.“

„Ja, im Kloster thut man immer solche Ge-

lübde," sagte sie wieder, „und doch kommt einmal der Tag, wo man es nicht mehr darf — oder es nicht mehr kann".

Ein paar Minuten schwiegen wir beide. Dann stand sie plötzlich auf und sagte in rauhem Ton, „Ziehen Sie sich wieder an."

Ganz verblüfft machte ich das Korsett zu, zog Taille und Mantel an — und setzte meinen Hut auf. Meine Freundin stand währenddem am Fenster, sie hatte mir den Rücken zugekehrt und preßte ihre Stirn gegen die Scheiben. Dann wandte sie sich um, machte sich selbst fertig, schellte dem Kellner und beglich die Rechnung — alles das ohne ein Wort zu sprechen.

Dieses Stillschweigen beängstigte mich etwas. — Wir verließen das Restaurant und stiegen in einen Fiaker, der grade vor der Thür stand. Ich wurde erst wieder ruhig, als die Comtesse mir sagte: „Geben Sie dem Kutscher ihre Adresse."

Während der Fahrt schwieg sie wieder. Trotz der Kälte hatte sie das Fenster geöffnet und ließ sich die eisige Luft über die Stirn streichen. Ich saß, ohne mich zu rühren, in meiner Ecke und dachte nur im stillen: „Warum ist

sie so böse auf mich? Was habe ich ihr gethan?"

Als wir in der Rue Vaneau ankamen, stieg die Comtesse mit mir aus. — Viktor schien mich schon mit einiger Unruhe erwartet zu haben. Ehe sie fort ging, küßte sie mich noch flüchtig auf beide Wangen und sagte: „Mein liebes Kind, tragen Sie Ihr blaues Band nur ruhig weiter — Sie werden gut daran thun. Aber sagen Sie Ihren Eltern, sie sollen Sie nicht wieder allein reisen lassen. Man kann im Coupé zuweilen gefährliche Bekanntschaften machen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, stieg wieder in den Wagen und fuhr ab. Ich blieb in größter Verwirrung zurück. Trotzdem ich sehr müde war, konnte ich die ganze Nacht nicht schlafen. Unaufhörlich verfolgte mich die Erinnerung an das, was ich erlebt hatte.

Heute früh ist mir wieder etwas ruhiger zu Mut. Ich habe mein Gewissen geprüft, ich kann nicht finden, daß ich etwas Unrechtes gethan habe, und doch empfinde ich etwas wie Gewissensbisse.

Deshalb bin ich gleich zu Ihnen gekommen, teure Schwester Albanie, und habe Ihnen alles

aufrichtig gebeichtet. Sie werden mir sagen, was ich von jener Dame denken soll, und ob es unrecht von mir war, daß ich ihrer Einladung folgte.

Ach, da habe ich noch etwas zu erzählen vergessen. Das kleine Buch in braunem Saffian war wirklich ein Gebetbuch. Als die Comtesse in der Restauration ihr Jackett ablegte, fiel das Buch auf die Erde. Ich habe es aufgehoben und dabei den Titel gelesen. Es muß die Geschichte irgend eines frommen Laienbruders gewesen sein, denn es hieß: „Der Pförtner des Karmeliterklosters" oder war es „des Franziskanerklosters" — das weiß ich nicht mehr so genau.

Die Handschuhe

Die Handschuhe

Soviel ist gewiß, man vermag sein Leben nicht so zu gestalten, wie man es möchte. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, daß ich jetzt mit 36 Jahren es nicht weiter gebracht habe wie zu einer Beamtenstelle zweiten Grades im Handelsministerium. Vor 16 Jahren bin ich auf Veranlassung meines Paten, der Unterdirektor a. D. war, in dieses Ressort eingetreten.

„Der wird noch einmal Direktor,“ pflegte der alte Hausfreund zu sagen, wenn ich am Samstag mit einem guten Zeugnis aus der Schule kam. Und schließlich kamen meine Eltern und ich selbst dahin zu glauben, daß wir nach diesem Ziele strebten.

Ich machte regelrecht alle Grade des Bureaus bis zu meiner jetzigen Stellung durch. Daß meine Carriere mich gelangweilt hätte, kann ich nicht gerade behaupten, aber ebensowenig, daß sie mir interessant vorgekommen wäre. Meine Thätigkeit ist nicht besonders anstrengend, auf meinen Gehalt beziehe ich Renten, die mir meine Eltern hinterlassen haben, ich bin immer gesund, habe eine hübsche Frau, die mir die Häuslichkeit angenehm zu machen versteht und doch fehlt mir irgend etwas, ich weiß selbst nicht was, um ganz glücklich zu sein. Vielleicht liegt es nur daran, daß mir die Fähigkeit abgeht, wirklich in der Gegenwart zu leben. Ich habe immer das Gefühl, daß der heutige Tag eigentlich nicht mitzählt, daß er nur eine Art Vorhof für morgen ist — und daß ich mich morgen gewiß ganz glücklich fühlen werde. Beinahe unbewußt schiebe ich deshalb alles auf morgen auf; morgen will ich mich anstrengen, in meinem Beruf vorwärts zu kommen, morgen will ich alles mögliche vornehmen, sogar endlich einmal eine neue Tischdecke anschaffen, mir einen Überzieher bestellen — alles morgen.

Nun, wenn ich tiefer darüber nachdenke, so

wie ich es heute thue, sehe ich ein, daß dieses „morgen“ niemals eintreten wird, es wird alles immer so bleiben, wie es jetzt ist, ich werde stets in der gleichen Weise zu leben fortfahren und mich genau so fühlen wie jetzt, halb zufrieden, halb unruhig. Meine Zeit geht mit einer Thätigkeit hin, für die ich kein Interesse habe und ich bin unfähig, etwas vorzunehmen, was mir mehr Freude machen würde.

Zum Teil sind meine Eltern schuld an dieser meiner Endziellosigkeit. Man hat mir das Leben zu bequem gemacht, wie ich noch jung war, ich wurde geradezu verweichlicht, und zugleich ließ man mir keinen eignen Willen. Jede meiner Launen wurde auf der Stelle befriedigt, aber es wäre mir niemals in den Sinn gekommen, auf eigene Hand irgend einen Entschluß zu fassen.

Wie man mir, ohne mich weiter zu fragen, die Beamtencarriere aussuchte, so gab man mir auch eines Tages die kleine Lucie zur Frau und ich war selbst ganz davon überzeugt, daß ich dieses frische, sanftmütige Wesen, das mir außerdem rund 20000 Franken mit in die Ehe brachte, zu heiraten wünschte. So wurde sie meine Frau, und ich habe

meine Wahl nie bereut. Ich hätte es ja auch nie fertig gebracht, mich auf eigene Hand zu verheiraten. Und Lucie besitzt gerade jene Entschiedenheit und die Gabe anzuordnen und zu organisieren, die mir so gänzlich abgeht. Auch sie thut wieder alles, um mir das Leben bequem zu machen. Sie versteht es einen guten Tisch zu führen, unser Haus ist bekannt dafür, und ihr Verdienst ist es, daß unser wohlgeordneter Haushalt die Bewunderung meiner Kollegen erregt. Sie weiß sogar kleine Ersparnisse zu machen, die uns jedes Jahr eine Erholungsreise an die See gestatten. Außerdem ist sie hübsch, auf der Straße fällt sie sogar auf. Ihre Stimmung ist immer gleichmäßig, es kommt fast nie vor, daß wir uns streiten.

Ich habe ihr immer volles Vertrauen geschenkt und wäre von selbst nie auf den Gedanken gekommen, daß sie mich betrügen könnte, das erstemal, daß diese Idee mir — „kam", kann ich eigentlich nicht sagen, denn sie ist mir eben suggeriert worden — das ist jetzt drei Jahre her. Wir hatten ein Dienstmädchen fortgeschickt, weil es sich unverschämt gegen uns benommen hatte. Am nächsten Morgen erhielt ich eine Postkarte, die mir

mitteilte, meine Frau hätte Liebhaber, von denen sie Geld annehme, und ich sei entweder ein Dummkopf oder ein — —

Sofort erkannte ich die Handschrift des entlassenen Mädchens und warf die Karte ins Feuer ohne Lucie ein Wort davon zu sagen. Ich muß aufrichtig gestehen, daß weder mein Vertrauen noch meine Seelenruhe dadurch auch nur eine Minute lang erschüttert worden wäre.

Ich weiß nicht, ob jene infame Postkarte Schuld daran trägt, daß mich seit einem Monat eine solche Unruhe und Eifersucht befallen hat — ich muß mir alle Mühe geben, Lucie nichts davon merken zu lassen. Und wegen eines reinen Nichts, einer bloßen Dummheit! Ich war mit Lucie im Theater Français, und man gab ein Stück von einem bekannten Autor. Es ist darin die Rede von Frauen aus der guten Gesellschaft, die mit dem Gelde ihrer Liebhaber den Haushalt auf großem Fuß zu erhalten wissen. Warum hat mir an jenem Abend eine jähe Angst das Herz zusammengeschnürt? Warum habe ich nicht mehr zugehört, was die Schauspieler sagten, um statt dessen in Gedanken die Einnahmen und Ausgaben

unseres Haushaltes durchzurechnen und zu vergleichen? Warum hat mich dieser Gedanke Tage und Nächte hindurch verfolgt, bis ich mir schließlich auf Grund feststehender Zahlen beweisen konnte, daß unsere Lebensweise ganz im Einklang mit unserm Einkommen stände?

Ja gewiß, es stimmt alles, es ist ganz in Ordnung, es wäre nur die Möglichkeit vorhanden gewesen —

Ich habe mich jetzt wieder ganz darüber beruhigt, aber immerhin habe ich eine schlimme Woche hinter mir.

Und doch waren alle jene Leiden nichts gegen das, was ich seit gestern nachmittag durchgemacht habe. Ich hatte mein Bureau schon vor der gewohnten Zeit verlassen, weil ich dem Minister ein vertrauliches Aktenstück zu überbringen hatte.

Als das erledigt war, ging ich gleich nach Hause. Das Mädchen ließ mich einen Augenblick warten, ehe es mir die Thür öffnete. Als dieser Umstand mir später wieder einfiel, wollte es mir so vorkommen, als ob sie in jenem Augenblick etwas unruhig gewesen wäre — aber vielleicht habe ich es mir nur nachträglich eingebildet. Dagegen war

es keine Einbildung, daß Lucie, die ich in ihrem Zimmer antraf, mich durch ihre Blässe beunruhigte. Sie war mit einer Stickerei beschäftigt, ich setzte mich ihr gegenüber und fragte sie besorgt, ob ihr nicht wohl sei. Sie antwortete in kurzen abgerissenen Sätzen und lächelte dabei: „Aber ganz wohl, mein Lieber, — ich versichere dich, mir ist ganz wohl.“

Und wirklich begannen ihre Wangen sich bald wieder zu röten.

Aber dann plötzlich fühlte ich, wie ich selber erbleichte. Auf dem Kaminsims sah ich ein paar Herrenhandschuhe liegen — Handschuhe, die mir nicht gehörten. Ich trage stets nur schwarze, weil ich finde, daß sie eben zarter aussehen und diese waren strohfarben, beinahe weiß, mit schwarzen Raupennähten, wie sie die Stutzer tragen. — Es mußte also ein Mann im Zimmer meiner Frau gewesen sein und hier seine Handschuhe vergessen haben.

Lucie bemerkte, daß ich plötzlich wie hypnotisiert dasaß, sie folgte meinem Blick — sie mußte die Handschuhe jetzt auch sehen und sie wurde wieder leichenblaß, ihre Farbe spielte beinahe ins Grünliche hinüber.

Aber sie sagte kein Wort.

Und ich fand auch keines, das ich hätte sagen können. Wirklich, es waren zwei entsetzliche Minuten. Schließlich vermochte ich es nicht länger zu ertragen, ich verließ das Zimmer und ging in mein Arbeitskabinett herüber.

Dort sank ich in einen Lehnstuhl und kam allmählich wieder zur Besinnung. „Soll ich sie ausfragen?“ dachte ich, „oder soll ich Skandal machen, ohne irgend welche Aufklärung zu verlangen?“

Der Gedanke, eine solche Umwälzung meines ganzen Lebens hervorzurufen, entsetzte mich. Aber da sah ich wieder die Handschuhe vor mir, diese beiden leeren Hände, die auf der Marmorplatte lagen, und ich sehnte mich danach, laut aufzuschreien oder irgend jemanden zu töten.

So verfloß einige Zeit. Ich weiß nicht, warum ich dann aufstand und wieder in das Zimmer meiner Frau ging. Sie saß immer noch in der Fensterecke und that, als ob sie arbeite.

Ich blickte nach der Kaminecke. Die Handschuhe waren verschwunden, und ich fühlte mich ganz erleichtert.

Wieder setzte ich mich Lucie gegenüber. Ich empfand eine große Müdigkeit, die beinahe an Stumpfsinn grenzte, es war, als ob ich eine große Anstrengung hinter mir hätte und einer drohenden Gefahr entronnen wäre. Ich suchte nach Worten, aber ich fand keine, und ich sagte nichts — gar nichts.

Lucie schwieg auch, sie erhob nicht einmal die Augen. Es fing an zu dämmern, als das Mädchen eintrat und meldete: „das Essen ist aufgetragen".

Da ich mich nicht rührte, sagte Lucie mit sanfter Stimme: „Wollen wir zum Essen gehen, mein Freund?"

Das Diner verlief in düsterem Stillschweigen. Ein oder zweimal that Lucie eine Frage über meine heutige Thätigkeit. Ich gab nur ein trockenes „Ja" oder „Nein" zur Antwort. Sie schien das nicht weiter zu beachten, sie war jetzt wieder ganz ruhig, so ruhig, daß ich anfing zu zweifeln, ob das, was ich gesehen hatte, Wirklichkeit war oder nicht.

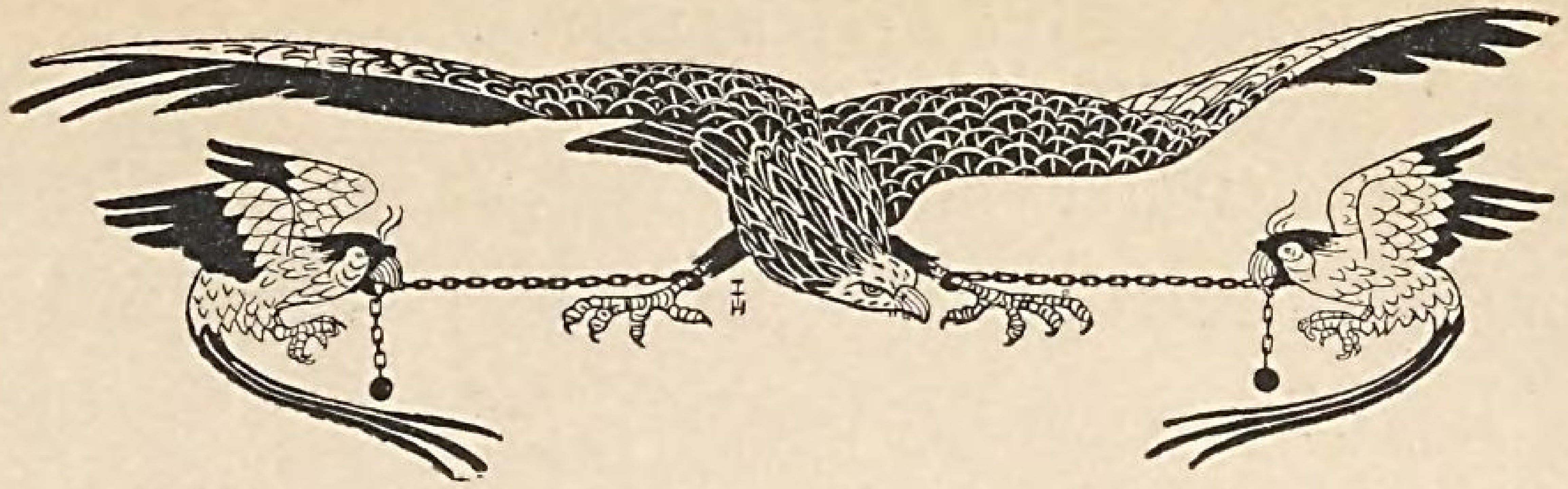
Ich habe mich früh schlafen gelegt, ohne etwas gesagt zu haben. Die Nacht ist vorüber gegangen. Ich konnte lange nicht einschlafen, aber dann bin ich erst spät wieder aufgewacht.

Heute morgen fühle ich mich besser. — Soll

ich jetzt sprechen? Mir ist zu Mut, als ob etwas drückend Schweres sich auf mich herabgesenkt hätte, das mir die Zunge und die Hände lähmt. Und dann, wenn ich überhaupt etwas sagen wollte, so hätte es gleich sein müssen. Seit gestern wird sie sich ihre Erklärungen zurecht gelegt haben — wenn sie wirklich schuldig ist — und wer kann das sagen?

Also wozu? —

Eine Seelenrettung



Eine Seelenrettung

Die Witwe Mme. Morisset zu Issondun an Monsieur Maurice Leblond, Student der Mathematik.

Mein Gott, Monsieur Maurice, ich wäre außer mir, wenn Sie sich an meinem Brief stoßen sollten, wenn Sie glauben würden, daß die beste Freundin Ihrer Mutter nur eine gewissenlose Frau und nicht wert ist, Ihre Achtung und die Ihrer Mama zu besitzen. Ich hätte Ihnen diesen Brief auch niemals geschrieben, hören Sie, niemals — wenn nicht gestern ein unerwarteter kleiner Zwischenfall mich über Dinge aufgeklärt hätte, an die ich bisher nicht glauben wollte. Und die ganze Nacht

habe ich darüber hin- und hergedacht: „Soll ich an Monsieur Maurice schreiben? — Oder soll ich es lassen?"

Als ich heute morgen aufstand, war ich entschlossen, stillzuschweigen und überhaupt nicht zu schreiben. Und jetzt — kaum eine Stunde später — sitze ich da und halte die Feder in der Hand. Versprechen Sie mir dann wenigstens, daß Sie verschwiegen sein wollen, daß Sie meinen Brief nicht Ihren Kameraden zeigen, sondern ihn verbrennen, sowie Sie ihn gelesen haben.

Ich kenne Sie ja schon so lange, Monsieur Maurice. Ihr Vater und mein armer Mann waren ja, so lange sie lebten, die besten Freunde, und als Ihre Mama und ich fast gleichzeitig Witwe wurden, suchten wir uns gegenseitig zu trösten, indem wir gemeinsam der Verstorbenen gedachten. Damals waren Sie noch nicht der stattliche junge Mann, der Sie jetzt sind, Sie waren noch ein kleiner Gymnasiast im Samtkittel, mit übergeschlagenem Kragen und kurzen Höschen und dabei so blond, so rosig, so niedlich wie ein kleines Mädchen. Wie hätte ich gelacht, wenn man mir damals gesagt hätte, daß dieser kleine Maurice mir noch

einmal den Hof machen würde. Und wenn man mir nun auch noch gesagt hätte, daß ich selbst — nun, aber ich will nicht vorgreifen.

Sie wuchsen heran, aber ebenso wie Ihre Mutter betrachtete ich Sie immer noch als Kind — bis zu einem gewissen Abend. —

An dem Tage, von dem ich sprechen wollte, war ich bei Ihnen zum Diner eingeladen und saß bei Tisch zwischen Ihnen und Ihrer Mutter, als ich plötzlich bemerkte, daß Sie unter dem Tisch den Versuch machten, meinen Fuß mit dem Ihrigen zu berühren. Ich war so überrascht, daß ich erst nicht recht daran glauben wollte. Mein Gott, wenn man nebeneinander sitzt, kann es ja so leicht durch einen bloßen Zufall geschehen, daß man mit dem Fuß des Nachbarn in Konflikt kommt — nicht wahr?

Aber wenn man dann den eigenen Fuß vorsichtig zurückzieht — und der andere läßt nicht aus, sondern er sucht eine neue Berührung und bemüht sich durch einen leisen Druck, durch kleine Stöße sich verständlich zu machen — dann ist kein Zweifel mehr möglich, dann muß auch die anständigste Frau von der Welt begreifen, um was es sich handelt.

Und das wenigstens müssen Sie mir zugeben, daß ich mich bei dieser Gelegenheit wie eine anständige Frau benommen habe. Mein Fuß ist auf nichts eingegangen — Sie haben es nur dahin gebracht, daß ich vor Erregung nichts mehr zu essen vermochte.

„Wie?“ dachte ich bei mir selbst, während ich nach dem Essen mit Ihrer Mutter plauderte, „wie? dieser kleine Maurice Leblond, dieser wohlerzogene junge Mann aus guter Familie, erlaubt sich mit der Freundin seiner Mutter unter dem Tisch solche Scherze zu treiben? Dieses Kind“ — aber wie ich Sie dann ansah, mußte ich mir eingestehen, daß es ein Irrtum von mir war, Sie noch immer als Kind zu betrachten. Voriges Jahr, gegen Ende des Winters, waren Sie schon eben so groß wie jetzt und der Flaum um Ihr Kinn und Ihre Lippen sproßte schon ebenso dicht wie jetzt. Man konnte sich nicht mehr darüber täuschen, daß Sie jetzt kein Knabe mehr waren, und daß die kleinen Mädchen auf der Straße anfingen, sich nach Ihnen umzusehen. Nun, dachte ich mir, mit 19 Jahren ist es immerhin noch etwas zu früh, um schon an Frauen zu denken, besonders wenn man noch mitten

im Studium drin steckt. Wenn er sein Examen gemacht hat, hat er immer noch Zeit genug, um sich zu amüsieren. — Und dann habe ich so gethan, als ob ich weder die Blicke bemerkte, die Sie mir zuwarfen, noch die kleinen Experimente, die Sie unter dem Tisch versuchten.

Sie haben mir geschrieben, Sie haben es wirklich gewagt, mir Liebesbriefe zu schreiben und mich gebeten, Ihnen postlagernd zu antworten. Ihre Briefe waren sogar sehr hübsch, Monsieur Maurice. Ich habe sie alle aufbewahrt und oft wieder durchgelesen. Es ist wirklich schade, daß Sie sich den Wissenschaften zugewandt haben. Sie haben ein solches Talent, schöne Phrasen zu drechseln, daß Sie gewiß in der Litteratur einen hervorragenden Platz eingenommen hätten. Da ist besonders ein Gedicht, daß Sie mir letzten Monat schickten, und das Ihnen sehr gut gelungen ist. Wissen Sie, welches ich meine? Es handelt von einem See, auf dem wir in Ihrer Phantasie zusammen Boot gefahren sind. Ich weiß die Verse noch auswendig:

Sei mir gegrüßt, mein See! Nun ist ein Jahr enteilt,
Und fern ist die Geliebte, die hier mit mir geweilt.
An deinen Ufern saßen wir einst — auf diesem Stein —
Hier wollten wir uns treffen — doch jetzt bin ich allein.

Ich erwähne das nicht etwa, um Ihnen Weihrauch zu streuen, aber ich glaube, von den Frauen in Issondun hätten wenige so wie ich die Kraft besessen, zu widerstehen. Denn Monsieur Maurice — ich glaube, Sie wissen das selbst ganz gut — Sie sind ein sehr hübscher Bursche. Sie haben die feinen Züge Ihrer Mutter geerbt, die bekanntlich eine große Schönheit war, und Ihre Gestalt ist noch kräftiger wie die des seligen Monsieur Leblond, der seinerzeit so viele Eroberungen machte. Ach, es liegt ein großer Reiz in dem Gedanken, für einen schönen Jungen, wie Sie, das erste Weib zu sein. Und Sie haben ein so feines Benehmen. — Sie sind mir immer mit Respekt entgegengekommen — ausgenommen Ihre schlechte Angewohnheit, dieses Spiel mit den Füßen unter dem Tisch zu betreiben. Ich habe Ihnen niemals nachgegeben, nicht einmal Ihre Briefe beantwortet, aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mich alles das ganz kalt gelassen hätte. Und doch bemühte ich mich stets, zurückhaltend zu sein, einmal aus Prinzip und dann auch aus Freundschaft für Ihre Mama. Ich hätte mich davor gescheut, einen jungen Mann von seinen notwendigen Studien ab-

zulenken. Deshalb also, mein lieber Monsieur Maurice, habe ich mir ein ganzes Jahr hindurch von Ihnen die Cour machen lassen, ohne Ihnen auch nur das Geringste zu gewähren — nicht einmal einen Handkuß.

Aber nun kommt der Zwischenfall, auf den ich bereits anspielte. Ich war gestern auf die Bank gegangen, um meine Coupons zu schneiden. Während ich im Vorzimmer wartete, blickte ich zufällig zum Fenster hinaus und sah Sie vorübergehen. Wahrscheinlich gingen Sie zur Nachmittagsvorlesung, denn Sie trugen Ihre Mappe unter dem Arm. An der Straßenecke stießen Sie mit einer Frau zusammen, die von der entgegengesetzten Seite auf Sie zukam und zu meinem Erstaunen sah ich, daß Sie, anstatt ruhig Ihres Weges zu gehen, sich in ein Gespräch mit ihr einließen. Es schien, als ob Sie ganz gut miteinander bekannt wären. Und was für ein Weib war es, mit dem Sie da sprachen! Nun wahrhaftig, Monsieur Maurice, da hätte ich Ihnen einen besseren Geschmack zugetraut. Eine der schlimmsten Dirnen der Stadt, die ein ganzes Jahr in einem verrufenen Hause war. (Ich weiß das ganz gut, mein armer seliger Mann hat es

mir gesagt.) — Sie unterhielten sich einige Minuten lang miteinander, dann drückten Sie ihr die Hand — auf offener Straße — und riefen ihr zu: „Auf morgen Abend!“

Auf morgen Abend! — Also, mein Herr, Sie besuchen solche Cocotten! Ihre gute Mutter glaubt, Sie leben wie ein Heiliger und statt dessen werfen Sie auf diese Weise Ihr Geld und Ihre Gesundheit zum Fenster hinaus! Kennen Sie denn diese Sorte Weiber nicht besser? mein armer Junge! Reut es Sie nicht, ihnen die Blüte Ihrer Jugend, Ihre ersten Küsse und die ersten Regungen Ihres Herzens hinzuopfern? Und ich hielt Sie für so anständig, so wohlerzogen und so klug, daß ich es mir zur Pflicht machte, Sie zurückzuweisen, damit man mich nicht eines Tages beschuldigen könnte, Sie zur Ausschweifung verleitet zu haben. Aber die Ausschweifungen, denen Sie sich hingeben, sind weit schlimmerer Art, Sie Unglücklicher. Ach, hätte ich das gewußt, hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt — vielleicht hätte ich Sie davor bewahren können.

Aber ich glaube, daß noch nicht alles verloren ist, ich glaube, noch kann man Sie den Händen

dieses Weibes wieder entreißen. Ich konnte mich nicht entschließen, mit Ihrer Mutter davon zu sprechen, ich möchte ihr keinen Schmerz bereiten — sie hat Sie so lieb und sie ahnt nichts derartiges. Deshalb habe ich mich entschlossen, Ihnen zu schreiben. Kommen Sie heute abend nach 8 Uhr zu mir. Ich möchte mit Ihnen plaudern, ich möchte Ihnen in aufrichtiger Freundschaft meinen Rat erteilen und wenn es noch nicht zu spät ist, Sie wenigstens für die Zukunft retten.

Kommen Sie also. Ich weiß, daß ich mich durch diesen Schritt kompromittiere, und daß meine Handlungsweise von manchen mißdeutet werden könnte.

Aber Hand aufs Herz, ich will nur meine Pflicht erfüllen und das bin ich Ihrer teueren Mutter schuldig.

Raymondes Hochzeitsnacht

Raymondes Hochzeitsnacht

Mme. Gaston Royer an Mlle. Jeanne d'Ambrus.

Jetzt sollst Du Deinen Brief wirklich haben, meine kleine Jeanette, diesen berühmten Brief, den ich Dir schon versprach, als wir noch Arm in Arm durch die Gebüsche von Picpus wanderten, den Brief, der Dir das große Geheimnis enthüllen soll, das man vor uns jungen Mädchen immer so sorgfältig zu verbergen wußte.

Ach, meine kleine Jeanette, wie ist es komisch, daß gerade ich, die Jüngste und Unvernünftigste von uns beiden, es sein muß, die diesen Brief

schreibt, daß ich jetzt wirklich die erste bin, die Frau geworden ist — Madame Gaston Royer.

Nun, passe nur gut auf, ich will Dir alles erzählen. Aber vor allem verbrenne meinen Brief, sowie Du ihn gelesen hast. Ich würde vor Scham einfach umkommen, wenn Deine Mutter ihn in die Hände bekäme.

Du erinnerst Dich wohl noch, daß wir ungefähr um zehn Uhr abends den Ball verließen, wo Du so unsinnig tanztest. Ich weinte wie die reine Magdalena, Mama weinte ebenfalls, während Papa Gaston mir die Hand drückte und dabei ganz fürchterlich mit den Augen rollte.

Endlich saßen wir allein im Wagen, „mein Mann" und ich und fuhren nach dem Bahnhof von Orleans. Aha, ich vergaß noch Dir zu erzählen, daß Mama mich, ehe wir uns trennten, einen Augenblick auf die Seite nahm und mir, von heftigem Schluchzen unterbrochen, eine kleine Rede hielt, von der ich kaum die Hälfte verstanden habe. Es kamen verschiedentlich die Worte vor: die Pflicht der Frau — alles, was dein Mann von dir verlangt — die Ehe heiligt alles — und vor allem setzte mich ein Satz in Erstaunen und

ging mir noch lange im Kopfe herum, nämlich: „Es wird dir erst sehr sonderbar vorkommen, mein liebes Kind, aber du wirst schon sehen, man gewöhnt sich daran."

Wir erreichten den Bahnhof. Denk Dir, Liebste, von dem Augenblick an, wo ich mit Gaston allein war, kam es mir gar nicht mehr so vor, als ob er wirklich mein Mann sei — aber auch gar nicht. Ich ertappte mich sogar auf dem Gedanken: „Wie komme ich dazu, hier ganz allein mit diesem vielbeschäftigten Herrn zusammen zu sein." Es kam wohl daher, daß er sich furchtbar viel zu schaffen machte, der arme Schatz. Er hatte alle Hände voll zu thun mit den Billets, mit dem Gepäck, mit unsern Kopfkissen und Gott weiß was noch. Dabei geriet er sogar mit einem Beamten in Streit: „Ich werde Anzeige erstatten, mein Herr, ich werde Sie bei dem Generaldirektor anzeigen."

Schließlich stiegen wir ein, wir waren ganz allein im Coupé. Es war eben vor der Abfahrt. Gaston setzte sich neben mich, faßte meine Hände, küßte mir mit Inbrunst die Handschuhe und rief dabei: „Raymonde, meine geliebte Raymonde, wie ist es herrlich, endlich allein zu sein, ganz allein!"

Kaum hatte er das gesagt, so ging die Thür wieder auf und ein alter Herr stieg zu uns ein, ach, so alt und so feierlich! Es muß mindestens ein Senator gewesen sein oder ein Mitglied des Vereins gegen Freiheit in den Coupés. Gaston stand auf und setzte sich dann nieder, er war wütend, aber was sollte man machen? Man konnte dieses alte Vereinsmitglied doch nicht ersuchen, sich zu entfernen. Gaston behielt aber wenigstens meine eine Hand in der seinen und drückte sie zärtlich. Von Zeit zu Zeit flüsterte er mir ins Ohr: „Raymonde, meine kleine Frau, hast du mich ein bischen lieb?" Ich antwortete nur: „Aber natürlich, mein Lieber, natürlich. Sonst hätte ich dich doch nicht geheiratet."

Einmal sagte er sogar, wahrscheinlich um etwas Abwechslung hinein zu bringen: „Raymonde, meine kleine Frau, hast du Gaston lieb?" Darüber mußte ich ganz furchtbar lachen. „Hast du Gaston lieb?" Ist das nicht zum Schreien? „Hast du Gaston lieb?" ich lachte noch darüber, bis ich einschlief, was übrigens nicht sehr lange dauerte.

An der Station Tavigny weckte Gaston mich und wir stiegen aus. Es war etwa zwei Uhr früh,

vielleicht etwas drüber. Der Wagen stand schon bereit, um uns nach Noyant zu bringen. Das Gut gehört meiner Schwiegermutter, die es uns für die Flitterwochen zur Verfügung gestellt hat. Vom Bahnhof bis zum Wohnhaus sind es nur zehn Minuten zu fahren. Gaston wurde ganz gerührt beim Anblick der alten Ulmen, an denen wir vorüberfuhren und die ihn an seine Kindheit erinnerten. Aber ich konnte nicht viel sehen, da es ganz dunkel war. Trotzdem bewunderte ich alles, um ihm Freude zu machen. Das Haus ist übrigens wirklich entzückend, es ist sehr groß und liegt in einem schönen Park mit einer reizenden Brücke aus Baumstämmen und wirklichen Enten auf dem Teich. Das hätte Dir gefallen, Du liebst ja alles Poetische so sehr.

Nun, wo war ich denn? Aha, wir haben also in dem großen Speisesaal zu Abend gegessen. Ich hatte einen vorzüglichen Appetit, Gaston dagegen aß nur ein Ei und trank etwas Burgunder dazu. Dann sind wir in unser Schlafzimmer hinaufgegangen. Nun kommt der große Moment, höre nur gut zu.

Gaston benahm sich tadellos. Er küßte mich

und sagte dann: „Liebes Kind, ich habe dem Kammermädchen gesagt, daß es kommen soll, wenn du schellst. Aber wenn du mir einen Gefallen thun willst, so schelle nicht. Ich habe es nicht gern, wenn die Dienstboten abends heraufkommen. Dort ist das Ankleide-Kabinett. Ich lasse dich jetzt allein und warte im Nebenzimmer, bist du im Bett bist. Zwanzig Minuten, nicht wahr, das ist genug? Wenn du mich brauchst, so klopfe nur an die Thür."

Dann küßte er mich wieder und geht hinaus. Ich kleide mich im Nu aus, in zehn Minuten war ich schon in Nachttoilette und lag im Bett, ganz unter die Decken verkrochen. Liebste, das Herz klopfte mir, als ob ich etwas Verbotenes gethan hätte. Dann geht die Thür auf und Gaston erscheint. Ich hatte nur vor etwas Angst (lache mich nicht aus), ich hatte Angst davor, daß er im Hemd kommen würde. Ein- oder zweimal in meinem Leben habe ich einen Mann im Hemd gesehen — in einem gestärkten noch dazu — und ich hatte das Gefühl, wenn Gaston sich am ersten Abend so vor mir sehen ließe, so wäre alles aus gewesen. Ich hätte ihn nicht mehr lieb gehabt und wäre für mein ganzes Leben unglücklich gewesen.

Ich wagte es, verstohlen hinzublicken, nun, Gott sei Dank, meine Liebe, Gaston sah durchaus nicht komisch aus. Er hatte ein sehr hübsches Hemd mit einem Spitzenjackett und schwarzseidene Beinkleider an. Und das stand ihm vorzüglich!

Er kam auf das Bett zu, küßte mich auf den Hals, auf die Haare und auf die Arme. Ich war ganz gerührt, ich glaube wirklich, ich hatte ihn sogar ein bischen lieb. („Hast du Gaston lieb?") Dann holte er die Lampe, stellte sie auf den Nachttisch, und während er mich immer wieder küßte, löschte er sie aus. Ich wunderte mich, wie geschickt er das alles machte. Er hatte gewiß gestern abend seine Rolle noch einmal einstudiert.

Nun wird es etwas schwierig, weiter zu erzählen. Nun, gieb Dir nur Mühe, dann wirst Du es schon verstehen. Er umschlang mich und drückte mich an sich. Ich rückte, so weit ich konnte, nach der Wand hin. Er war wirklich recht unternehmend und ich war ebenso verwirrt. Aber was willst Du? Nach unseren Gesprächen in der Pension und nach dem, was Mama mir gesagt hatte, war ich auf die ungeheuerlichsten Dinge gefaßt.

Es fiel mir gar nicht ein, mich zu sträuben — im Gegenteil, ich dachte nur: was, ist das alles?

Mein Mann murmelte allerhand unverständliche Liebesworte, dann flüsterte er mir plötzlich mit stockender Stimme ins Ohr: „Raymonde, meine süße, kleine Frau — sei mir nicht böse — ich weiß nicht, woher es kommt — die Reise und dann die übergroße Freude, dich ganz allein für mich zu haben —," und dabei drückte er mir die Hände beinahe wund. Ich begriff absolut nicht, was er meinte. Weshalb bat er mich um Verzeihung? Ich schwieg also ganz still und dann fing er wieder an: „Du bist mir nicht böse, nicht wahr? — wenn du wüßtest — wenn du etwas mehr Erfahrung hättest, würdest du begreifen — daß im Gegenteil — du würdest daraus sehen, wie ich dich anbete — weil sonst — ich versichere dich — unter meinen Verhältnissen — nun — —," er verwickelte sich so in seinen Satz, daß ich anfing zu lachen. Du weißt noch, wie die Mutter Albanie in Picpus manchmal nervös wurde, wenn ich so unsinnig lachte. Und er: „Lache doch nicht — ich bitte dich. — Hast du mich denn nicht lieb?" Dabei fiel mir wieder

ein „hast du Gaston lieb?“ und ich lachte immer toller. Schließlich beruhigte ich mich wieder und mein Mann sagte: „wenn du magst, so laß uns jetzt schlafen, du mußt müde sein.“ Ich war auch wirklich recht müde, ich ließ mich noch etwas von ihm küssen, dann drehte ich mich gegen die Wand und schlief ein.

Ein paar Stunden später weckte ein leises Geräusch mich auf. Ohne mich zu rühren, öffnete ich die Augen ein wenig. Gaston war aufgestanden und hatte Licht gemacht. Ganz vorsichtig, wahrscheinlich, um mich nicht zu stören, öffnete er sein Reisenecessaire und nahm eine kleine Flasche heraus, prüfte die Etikette ganz genau und nahm zweimal einen Schluck daraus. Dann steckte er das Fläschchen wieder ein, löschte die Lampe aus und legte sich wieder neben mich. Zehn Minuten lang war alles still. Ich duselte schon wieder ein, als mein Mann mich plötzlich wieder in seine Arme nahm, mich an die Brust drückte und mit mir umging wie eine Masseuse — aber eine recht energische. Ich kroch ganz in mich zusammen, ich hatte etwas Angst, aber offen gesagt, vor allem war ich neugierig. Ich dachte: „jetzt

wird gewiß das Unheimliche, von dem Mama sprach, vor sich gehen."

Aber nein, ich hatte mich getäuscht. Es blieb dabei. Gaston ließ mich bald wieder in Ruhe, er schien ganz zerschlagen vor Müdigkeit und außerdem ganz wütend, er murmelte nur vor sich hin: „Es ist zu verrückt — ich bin einfach verhext." Und dann fing er wieder an mich zu beschwören, in ganz kläglichem Ton: „Raymonde, du mußt mich nicht verachten. Habe Mitleid mit mir, — es kommt wirklich nur daher, weil ich dich zu lieb habe — siehst du —"

Er sah wirklich ganz unglücklich aus, ohne Zweifel fürchtete er, daß ich böse würde, wenn er zu brutal mit mir umginge. Ich bemühte mich ihn zu trösten und küßte ihn nun meinerseits. Dann schliefen wir eng aneinander geschmiegt ein.

Ich wachte sehr spät auf. Gaston war schon angekleidet. Er küßte mich auf die Stirn und sagte: „Schlaf noch ein bischen, meine kleine Raymonde, ich muß einen kleinen Gang nach Tavigny machen, aber zum Frühstück bin ich wieder da."

Ich ließ ihn ruhig fortgehen und war ganz froh allein zu sein, um schnell an Dich schreiben

zu können. Mir ist heute morgen so sonderbar zu Mut, so unruhig, aber dabei so glücklich.

Die Hochzeitsnacht liegt hinter mir, nun bin ich also Frau — eine richtige Frau! Ohne Zweifel waren die Ereignisse dieser Nacht ernst genug, aber trotzdem hatte ich etwas anderes erwartet, etwas, — wie soll ich sagen — etwas viel, viel Unerhörteres. Das einzige, was wirklich ganz merkwürdig war, das ist die kleine Flasche, aus der Gaston mitten in der Nacht zweimal hintereinander einen Schluck nahm. Ich habe sie voller Angst in Augenschein genommen, aber es ist nichts Auffallendes daran zu entdecken. Auf der Etikette steht nur der Name des Apothekers und irgend eine Nummer. Der Inhalt ist gelblich und riecht nach Alkohol und Ingwer.

Eben habe ich das Mädchen gefragt, ob Gaston zurück sei. Sie antwortete: „Nein, gnädige Frau. Aber der Herr wird bald wiederkommen. Beim Abfahren sagte er dem Kutscher: nach Tavigny, zum Doktor Levert! Es sind nur zehn Minuten bis dort hin. Mit der Zeit, die der Herr beim Doktor zubringt, wird es also höchstens $^3/_4$ Stunden dauern."

Zum Doktor Levert! Gaston ist also zum Arzt gefahren. Sollte er krank sein? Aber nein, er war heute morgen ganz wohl. Ach, mir kommt da ein sonderbarer Gedanke, ich muß ihn Dir gleich anvertrauen. Am Ende ist er meinetwegen zum Doktor gegangen. — Was, sollte wirklich mit mir schon etwas vorgegangen sein. — Ich habe mich befühlt und ich glaube, es regt sich etwas ungewohntes unter meinem Korsett.

O, Jeanette, wenn das wirklich so wäre! — nicht wahr, Du wirst Gevatter stehen? Aber um alles in der Welt, sprich noch nicht davon!

Lebe wohl, mein Liebling, noch einen Kuß auf Deine schönen, schwarzen Haare!

Vor der Wahl

Vor der Wahl

Die Stiftsdame Mme. d'Estillac an Mme. Louise de Churalle.

Meine kleine Nichte — Du teilst mir da in sehr hübsch gewählten Worten mit, daß Du nach zehnmonatlichem Zusammenleben mit Deinem Mann schon alle Illusionen über die Freuden der Ehe verloren hast und nicht ganz abgeneigt wärest, in den Armen eines Liebhabers Trost zu suchen. Hinter Deiner hübschen Stirn mit den zierlichen Löckchen wohnt nun aber ein recht gesunder Frauenverstand, und Du möchtest Dir den ersehnten Freund nicht so aufs Gradewohl unter Deinen zahlreichen

Verehrern heraussuchen, daher bist Du auf den guten Gedanken gekommen, Deiner alten Tante, die Dich aufgezogen hat und die auf diesem Gebiet einige Erfahrung besitzen soll, diesen Fall vorzulegen und ihren Rat darüber einzuholen.

Du liebe Kleine, ich bin ganz gerührt über diese zarte Aufmerksamkeit, Dein Brief, den mir der Postbote heute früh in mein einsames Estillac hinausbrachte, hat mich ganz aufgeheitert — beinah möchte ich sagen verjüngt. Es kam mir vor, als ob Du noch bei mir wärest, um mit Deiner blühenden Jugend mein Alter zu verschönern, wie eine frische, übermütige Weinrebe sich um die verlassene, alte Mauer rankt. Wie der Anblick vorübermarschierender Truppen das Herz des alten Feldherrn höher schlagen macht, so kenne ich meinerseits keine größere Freude, wie zuzuschauen, wenn die Jugend sich liebt — denn für mich selbst sind diese glücklichen Zeiten ja längst vorüber.

Also, meine liebe Kleine, Du möchtest einen Geliebten haben, aber Du willst erst nach reiflicher Überlegung Deine Wahl treffen und darin hast Du vollkommen recht. Warum sollte man bei der Wahl eines Geliebten weniger vorsichtig sein, wie

bei der Wahl des Gatten? Man verheiratet sich der Welt zu Liebe, aber den Geliebten will man nur für sich selbst. Der Gatte ist ein Dekorationsstück für uns, während der andere einen Gegenstand für den praktischen Gebrauch repräsentiert. Bei dem einen wie bei dem andern muß man also darauf sehen, daß er zugleich elegant, brauchbar und solide ist.

Nach dem, was Du mir sagst, liegt in Deinem Fall die Hauptschwierigkeit darin, daß von allen, die sich um Deine linke Hand bewarben, keiner den andern durch besonders glänzende Vorzüge aussticht. Trotzdem hast Du unter ihnen bereits eine engere Auswahl von Dreien getroffen und bezeichnest sie mir sehr treffend als die „drei Musketiere", die nur auf den Augenblick warten, wo Du ihnen befehlen wirst, Feuer zu geben. Sie gefallen Dir alle drei ganz gut, ohne daß einer dem andern unbedingt vorzuziehen wäre. Jeder hat eben seine ganz besonderen Eigenschaften, die ihn je nachdem wünschenswerter erscheinen lassen.

Moses Cramer, der Bankier, ist nicht mehr ganz jung, und sein Auftreten zeichnet sich durch keine besondere Eleganz aus, aber er ist unsinnig

verliebt in Dich, ist immer guter Laune und seine Freigebigkeit kennt keine Grenzen.

Für den Baron Jean de Kueryen dagegen spricht seine schlichte Herzensgüte und die beinah jungfräuliche Kraft und Grazie seiner 23 Jahre — nur ist er leider etwas langsam von Begriff und entsetzlich eigensinnig, die bestechendsten Eigenschaften von den dreien besitzt aber entschieden der Maler Hector Sacreste. Er ist schön, elegant, geistreich und wird vielleicht eines Tages berühmt werden, aber er ist maßlos eitel, läuft jeder Schürze nach und hat schon seine zehn Jahre „gelebt".

Welcher von ihnen soll es nun sein? Zu allererst, meine schöne Kleine, laß mich Dir sagen: Den Baron Jean de Kueryen darfst Du Dir nicht entgehen lassen. Wo es sich um einen angenehmen Zeitvertreib handelt, sind ein scharfer Geist und eine offne Hand, gewiß keine zu unterschätzenden Eigenschaften, aber dennoch bleibe ich dabei, daß man bei einem derartigen Verhältnis vor allem mit den zu erwartenden Liebesfreuden rechnen muß. Eine meiner Jugendfreundinnen (die jetzt schon seit 15 Jahren tot ist), wußte das sehr gut auszudrücken, indem sie sagte: „Zuckerwerk und Nasche-

reien verschmähe ich durchaus nicht, aber vor allem will ich immer gut zu Mittag essen."

Und ein jugendlicher Liebhaber, der auf jede Laune seiner Freundin einzugehen, ja sie sogar im voraus zu erraten weiß, bietet immer die meiste Garantie dafür, daß das Gastmahl der Liebe gut zubereitet und verlockend serviert wird. Mit einem solchen pflegt man sich auch nie zu langweilen, selbst wenn man einander nicht viel zu sagen hat.

Aber ich höre Dich darauf antworten: „wenn man nicht grade taubstumm ist, kann man sich doch nicht immer und ewig mit der bloßen Geberdensprache begnügen, und was fängt man in den Zwischenpausen mit einem Geliebten an, der absolut keinen Geist besitzt. Wenn Jean und ich uns genug geküßt haben, werde ich gewiß immer Sehnsucht nach Hektors entzückend frivolem Geschwätz bekommen."

Nun aber Louisette, wer verbietet Dir denn zu nehmen, was Hector Sacreste Dir bieten kann, warum solltest Du Dich nicht an seiner Unterhaltung amüsieren? Wenn der brave Jean de Kueryen Dir eine hinreichende Probe seiner Tapferkeit abgelegt hat, so magst Du ihn in aller Freund-

schaft an die Luft setzen und ihm ein Rendezvous für morgen bestimmen — oder auch für übermorgen, wenn es Dich nicht eher danach verlangt. Dann giebst Du Hector Sacreste einen Wink, und ich bin ganz überzeugt, daß er nicht säumen wird zu erscheinen und seine verführerischen Eigenschaften vor Dir glänzen zu lassen. — Du lächelst? O ich weiß ganz gut, was Du denkst. Du sagst Dir: „Ganz gewiß wird er kommen, und es wird ganz reizend sein — aber er ist bei all seinem künstlerisch angehauchten Lebemannstum doch im Grunde ein sehr praktischer Herr und es sollte mich sehr verwundern, wenn er sich um nichts und wieder nichts so ganz besonders in meinem Dienst anstrengen würde. Er wird seinen gebührenden Lohn beanspruchen, ich werde ihn zurückweisen — er kommt nicht wieder, und ich bin nach wie vor nur auf Jean angewiesen."

Aber wie kann Dich dieses Dilemma so in Verlegenheit setzen? und warum, um Gotteswillen, willst Du ihn zurückweisen? Kann er denn nicht mit vollem Recht beanspruchen für seine Zeit und seine Bemühungen auch entschädigt zu werden? —

„Aber“, so sagst Du, „soll ich denn meinen armen Jean hintergehen?“ — Nun, natürlich sollst Du das, und er trägt selbst die Schuld daran, warum ist er nicht etwas geistreicher? Und dann möchte ich glauben, daß Dein großer Künstler, der schon ein bewegtes Leben hinter sich hat, nicht mehr so gefährlich ist, er wird Dich nicht allzuoft in die Lage bringen über die Hörner, die Du dem Baron aufsetzest, Reue empfinden zu müssen. Deine Seitensprünge mit ihm werden sich meist nur auf phantastische kleine Liebesthorheiten beschränken, für die „Untreue“ und „Hintergehen“ viel zu krasse Ausdrücke sind. —

So, meine Kleine, auf diese Weise wirst Du ganz hübsch versorgt sein. Du hast einen Geliebten, und für den Geliebten wieder einen Stellvertreter. Bist Du nun zufrieden? Nein, immer noch nicht ganz. Und warum? Ich glaube, die Wahl des Stellvertreters verursacht Dir wieder neues Kopfzerbrechen. Wahrscheinlich denkst Du jetzt: „Wenn ich dem armen Jean nun doch einmal nicht treu sein kann, wäre es denn nicht vielleicht besser ihn mit Kramer zu hintergehen? Kramer ist so großmütig, er liebt mich so sehr und hat soviel Geduld

mit meinen Launen — wenn ich einmal nervös bin, wäre es grade die rechte Gesellschaft für mich."

Und wahrhaftig Du wärest imstande, Deinen Hektor für den Bankier fahren zu lassen. — Um Gotteswillen, liebste Nichte, mach keine derartigen Dummheiten.

Elegante und geistvolle Männer sind heutzutage so selten und ich bin ganz überzeugt, der Maler wird Dir vieles zu erzählen wissen, wovon der Bankier und Jean keinen blassen Thau haben.

„Also soll ich Cramer den Abschied geben?"

— Habe ich das etwa gesagt? O nein, durchaus nicht. Es ist sehr viel wert, einen zuverlässigen und treu ergebenen Freund zu besitzen, der Wache hält wie ein treuer Hund. Außerdem, — wenn man beim Schaufenster eines Juweliers vorbeigeht, ist es gar nicht unangenehm zu wissen, daß man seine Wünsche nur auszusprechen braucht, um sie erfüllt zu sehen. — Nein, liebes Kind, Du mußt Cramer unbedingt festhalten. Zeige Dich liebenswürdig gegen ihn — nicht allzuoft, nur eben soweit, daß es ihm zur größten Freude gereicht, Deine Launen zu befriedigen, — Du wirst nun einwenden:

„Das ist alles ganz schön. Auf die Weise werde ich also drei Liebhaber besitzen und alle meine Wünsche erfüllt sehen. Aber werden sie damit ebenso zufrieden sein, wie ich? Es wird eine schwere Aufgabe sein, allen dreien gerecht zu werden. Und wenn ich dazu nicht imstande bin, so werde ich schließlich alle drei verlieren, weil ich mich nicht entschließen konnte einen von ihnen aufzugeben."

Nun, Du mußt es eben geschickt anfangen. In der Liebe muß man zu täuschen wissen, aber mit Maß und Ziel. Es giebt da ein sehr wahres Wort, das Dir als Richtschnur für Dein Verhalten dienen mag, nämlich: „Die Frau liebt den am meisten, den sie am häufigsten belügen muß."

Zum Beispiel: es liegt auf der Hand, daß unter Deinen drei Freunden Jean de Kueryen der Bevorzugteste sein wird. — Ihm darfst Du nichts von den andern sagen, denn da Du ihn wirklich liebst, wirst Du auch in seinen Augen vorwurfsfrei dastehen wollen, und das wird nicht so schwierig sein. Die beiden andern dagegen müssen wissen, daß Jean Dein Liebhaber ist. Dann wird es ihnen Freude machen und zugleich ihre Eitelkeit kitzeln, hin mit Dir zu hintergehen. Sie werden es ein=

sehen, daß sie verschwiegen sein müssen, und werden nicht auf den Gedanken kommen sich gegenseitig zu überwachen. Ist es auf die Weise nicht sehr einfach und sehr bequem, das Dreigespann zu lenken?

„Aber Tante", rufst Du ganz entsetzt, „Deine Ratschläge sind einfach unmoralisch!"

Aber, teure Kleine, merkst Du das jetzt erst? Natürlich ist es unmoralisch, drei Liebhaber zu besitzen — aber findest Du es denn etwa moralisch, überhaupt einen Geliebten zu haben?

Glaube mir, um eine anständige Frau zu bleiben, giebt es nur einen Weg, nämlich sich einfach auf seinen braven Ehemann zu beschränken.

Ich habe bis jetzt nur das eine Mittel genannt, wie Du Dich mit Deinen drei Verehrern abfinden kannst, und das war, sie alle drei zu beglücken. Es giebt aber noch ein anderes, und das habe ich mir für den Schluß meines Briefes aufgespart — laß sie laufen, — alle miteinander.

Der zweite Mann

Der zweite Mann

Mme. Lemercier an Mme. Lebrun.

Meine Liebe, Du hast nun doch schließlich recht behalten. Was Du mir nach Deiner letzten Reise vorhergesagt hast, ist alles eingetroffen. Ich habe meinen Mann betrogen, ich habe einen Liebhaber.

Und du weißt, wer es ist — André Deligny, Julius' Schulkamerad — Du hattest ja auch das schon im voraus erraten, wie Du ihn so intim bei uns verkehren sahst und bemerktest, wie gern mein Mann ihn hatte. Und nun bin ich wirklich seine Geliebte geworden — es kam mir selbst eigentlich etwas überraschend — und dann bin ich es

natürlich auch geblieben. Es kommt mir schon beinahe so vor, als ob es immer so gewesen wäre. Zuweilen muß ich förmlich erst darüber nachdenken, um mich zu überzeugen, daß ich ihm nicht ebenso rechtmäßig angehöre, wie meinem Manne. Aber ich will Dir alles näher erklären.

Wie es so gekommen ist? O das ging ganz einfach zu, ohne irgendwelche romantische Zwischenfälle. Du weißt, daß mein lieber Julius durch seinen Beruf gezwungen ist, mich den ganzen Nachmittag allein zu lassen. Er kommt immer erst zum Mittagessen wieder nach Hause.

Diese Einsamkeit war mir schwer zu ertragen, denn ich habe meinen Mann lieb, er ist so schön, so klug und so liebevoll, und sein ernstes Wesen hat mich niemals unangenehm berührt — im Gegenteil. Die Stunden, wo er fort war, kamen mir so endlos lang vor, und wenn er vom Bureau zurückkam, klagte ich ihm mein Leid.

Und da hat er selbst in seiner rührenden Güte diesen André Deligny gebeten, mir zuweilen Gesellschaft zu leisten, damit ich nicht so viel allein wäre. André ist wohlhabend und verfügt frei über seine Zeit, er hat keine Ahnung davon, was arbeiten

heißt. Schon in der Schule galt er für ein vollendetes Faultier und einen ausgemachten Wildfang, während Julius stets die ersten Preise davontrug und nie etwas Unvernünftiges that. Er hat es niemals fertig gebracht, sein Baccalaureatsexamen zu machen. Und jetzt, wo er 30 Jahre alt ist, nimmt er keine Stellung irgend welcher Art ein. Glücklicherweise ist sein Vater so klug gewesen, ihm eine Rente auszusetzen, von der er leben kann. — Aber trotz alledem ist er ein reizender Bursche, er ist verteufelt geistreich, aber dabei immer bescheiden, und es fällt ihm nicht ein, zu posieren. Meinen Mann liebt er so, daß er auf ein bloßes Wort sein Leben und sein Vermögen für ihn hingeben würde. Er machte es sich zur Pflicht, mir manchmal nachmittags die Zeit zu verkürzen, sowie Julius ihn darum gebeten hatte. Anfangs kam er nur von Zeit zu Zeit, dann allmählich häufiger und zuletzt jeden Tag. Es schien ihm ganz gut bei mir zu gefallen, ohne daß er jemals die gesellschaftlichen Grenzen überschritten hätte — ich hätte das übrigens auch nicht zugelassen. Und ich sah ihn wirklich gern. Er unterhielt mich mit Gott weiß was für Geschichten, er machte die

Schauspieler nach und trieb alle möglichen Thorheiten. Und so verging mir die Zeit doch etwas schneller.

Das ging sechs Monate so fort, ohne daß etwas vorgefallen wäre. André war mir allmählich unentbehrlich geworden. Ich wurde mir darüber klar, als er einmal zufällig einige Tage von Paris fort war und ich während des Nachmittags wieder auf mich selbst angewiesen war. Mir wurde die Zeit lang, und ich fühlte eine große Leere in mir. Jeden Augenblick sah ich unwillkürlich nach der Uhr und horchte auf jeden vorüberrollenden Wagen. Ein ähnliches Unbehagen hatte ich sonst nur empfunden, wenn mein Mann, was Gott sei Dank selten vorkommt, auf Reisen ist und ich nachts allein bin. Sowie Julius nach Hause kam, hatte ich übrigens alles vergessen und war vollständig zufrieden. Bei dieser Gelegenheit konstatierte ich, daß es mich nicht darnach verlangte, beide gleichzeitig um mich zu haben, aber ich brauchte wenigstens einen von ihnen. Ich scheute mich sogar durchaus nicht davor, Julius das zu sagen und nannte André in seiner Gegenwart scherzweise meinen „Nachmittagsgatten“.

Ich habe Dir schon gesagt, Liebste, daß Deligny sich mir gegenüber immer korrekt benahm. Ich meine damit, daß er mir nicht ernstlich die Cour machte. Nur um mich zum Lachen zu bringen, sagte er mir zuweilen, er wäre verliebt in mich und führte zum Scherz leidenschaftliche Liebesscenen auf, aber alles in so spaßhaftem Ton, daß ich mich ebenso darüber amüsierte wie er selbst. Und dann kann ich Dir auf Ehrenwort versichern, daß er durchaus keinen sinnlichen Reiz auf mich ausübte. Julius brauchte mich nur in die Arme zu schließen und mich auf die Stirn zu küssen, um mir den Kopf zu verdrehen und mich völlig willenlos zu machen. Wenn es dagegen André einfiel, mir einen Kuß zu rauben, so mußte ich lachen, als ob man mich gekitzelt hätte. Und auch er schien mir gegenüber durchaus keine Erregung zu empfinden, kurz, wir verkehrten miteinander wie ein paar gute Freunde, denen diese Kameradschaft vollkommen genügt.

Und trotzdem geschah eines Tages zwischen uns beiden „das, was nicht wieder gut zu machen ist", wie Bourget sagt. Es war vor etwa fünf Wochen, mitten im März. Noch zehn Minuten vorher hatte

keiner von uns gedacht, daß etwas derartiges passieren könnte. André that, um mich zu necken, so, als ob er mich umarmen wollte, ich entfloh, und wir jagten uns um die Möbel herum wie zwei Kinder. Dabei vertrat ich mir den Fuß, warf mich aufs Kanapee und weinte förmlich vor Lachen. André benutzte diesen schwachen Moment, um mich an beiden Händen festzuhalten und mir Augen, Lippen und Hals zu küssen. Ich lachte immer noch — ich sage Dir, ich lachte so, daß ich beinahe Krämpfe bekam.

Und er lachte auch — und dann plötzlich bemerkte ich, daß — — nun, Du weißt schon was, ich brauche Dir wohl keine Einzelheiten zu erzählen, nicht wahr? — Ich habe mich kaum gewehrt, ich glaube, die Überraschung hatte mich vollständig gelähmt. Und dann, Liebste, solche Sachen sind so schnell geschehen. — Man denkt sich nichts Böses, man scherzt mit seinem Freund, man fällt aufs Kanapee und bums hat man schon einen Liebhaber.

Wir waren beide gleich darauf ganz bestürzt. Zuerst sprach keiner ein Wort, dann war ich dem Weinen nahe und sagte:

„Na, da haben wir etwas Nettes angestellt.“ Und er antwortete ebenso verstimmt wie ich:

„Sie sind ebensoviel schuld daran, wie ich.“

„Was, ich soll schuld sein.“

„Natürlich, warum haben Sie sich nicht gewehrt?“

Dieser Ausspruch war etwas verblüffend, nicht wahr? Wirklich verblüffend und dabei sagte er es mit solcher Überzeugung, daß — meiner Treu, ich konnte nicht anders, ich mußte lachen, und er stimmte natürlich ein. Als wir unsern Ernst wieder gewonnen hatten, versuchte er mir zu beweisen, daß es wirklich nicht so schlimm sei, was wir gethan hätten, wir hätten eben beide in dem Moment nicht recht gewußt, was wir thaten.

Er ist sehr redegewandt, der gute André, dann trennten wir uns, indem wir uns zärtlich umarmten und uns gegenseitig versprachen, Julius immer in Ehren zu halten.

Ach, aber wir haben unser Versprechen schlecht erfüllt, sowohl am nächsten wie am übernächsten, wie auch an allen noch folgenden Tagen. Ich weiß selbst nicht wie es kommt, aber sowie André und ich allein sind, ist „das“ immer das Erste, woran

wir beide denken, und uns beiden ist nicht wohl zu Mute, bis wir es glücklich hinter uns haben. Und das muß ich Dir sagen, André, der schon als Kamerad so entzückend sein kann, ist in dieser neuen Rolle einfach unwiderstehlich. Mein Julius ist immer ernst und leidenschaftlich, auch wenn er liebt, während bei André etwas so überraschend Komisches, fast Clownhaftes darin liegt. Ich kann ihn beim besten Willen nicht ernst nehmen, und daher kann ich auch unsere Handlungsweise nicht als ernsthafte Schuld auffassen, und ich habe das aufrichtige Gefühl dabei, daß ich Julius nichts von dem nehme, was ich ihm sonst gegeben habe, daß ich keinen eigentlichen Ehebruch im strengsten Sinne des Wortes begangen habe. Es fällt mir wirklich schwer, dieses feierliche Wort überhaupt auf unseren Fall anzuwenden.

Soll ich ganz offen sein? Es kommt mir sogar beinahe so vor, als ob ich Julius fast noch viel mehr schätzte wie früher. Alle wohlerzogenen jungen Mädchen, so wie wir es ja auch waren, heiraten, ehe sie überhaupt etwas von der Liebe wissen und besitzen daher auch keinen Maßstab für solche Dinge. Das war auch mein Fall. Ich hatte

meinen Julius gern, so wie ich es eben verstand, seine Küsse berauschten mich — das war alles. Jetzt dagegen ist es mir zur unfehlbaren Gewißheit geworden, daß ich einen Gatten besitze, der durch seine seltenen Eigenschaften den meisten anderen Männern weit überlegen ist. Eine wirklich leichtsinnige Frau würde sich mit diesem unerschütterlichen Ernst, den er selbst im Schlafgemach nicht ablegt, vielleicht nicht so gut abfinden können.

Nun aber, die Lustigkeit, die Extravaganzen, alles das finde ich bei André im reichsten Maße und es ist mir lieber so — Julius würde nicht mehr er selbst sein, wenn er in dieses Genre verfallen wollte.

Meinem Glücke würde also nichts zu seiner Vollkommenheit fehlen, wenn ich nicht doch von Zeit zu Zeit Gewissensbisse empfände. O, nicht deswegen, weil ich André gern habe. Denn wie ich Dir schon sagte, Julius büßt dadurch nichts ein. Aber es ist mir schrecklich, meinen Mann zu hintergehen. Meine Lage ist so verwickelt, daß Lügen unvermeidlich sind, das widersteht mir und widersteht auch Monsieur Deligny, der wirklich einen vornehmen Charakter besitzt. Wenn einer von uns

Julius eine solche Notlüge gesagt hat, wagen wir uns gar nicht mehr anzusehen. Mein Ideal — ich weiß, daß das Unsinn ist, aber mein Ideal wäre es, ihm, den wir beide, André und ich, so lieben und verehren, alles zu sagen — aber wie sollte ich ihm klar machen, daß seine Frau ihm darum noch ebenso gut angehört wie früher — vielleicht sogar noch mehr.

So etwas würde mein Mann niemals verstehen. Die Männer haben eben für gewisse Subtilitäten unseres Empfindens kein Verständnis.

Rückkehr



Rückkehr

April 18—

Wie hatte ich mich darnach gesehnt, daß meine Tochter wieder zu mir zurückkehren sollte, und doch hatte ich solche Angst davor! Wie schwer ist es mir damals vor 13 Jahren geworden, mich von ihr zu trennen. Sie war zu jener Zeit noch ein ganz kleines Baby, aber sie hatte schon etwas so Frauenhaftes an sich, sie war so entzückend kokett, daß man ihr wirklich gut sein mußte. Aber Bon-Ami war unerbittlich. Er konnte alle jene Unannehmlichkeiten nicht so schnell verwinden — es war zu peinlich für einen Mann in seiner Lebenslage gewesen, auf frischer That ertappt

zu werden — und dann die polizeilichen Nachforschungen — der ganze Skandal, dem wir uns nicht entziehen konnten.

„Ich will dieses Wurm nicht bei dir sehen," sagte er damals. „Es hat dieselben Augen wie sein Vater, und hat die gleichen Haare und die gleiche Art, sich zu bewegen, wie er. Es bleibt doch immer sein Kind, und ich verabscheue alles, was mich an diesen Elenden erinnert. Ich will gern für ihre Erziehung sorgen, aber nur auf eine Entfernung von 100 Meilen. Du hast zwischen mir und ihr zu wählen."

Ich sollte wählen, — ich war ein armes, gebrochenes Weib, und die ganze Welt stand gegen mich. Bon-Ami war meine einzige Stütze, und ich mußte mich wohl für ihn entscheiden. Und dann — warum soll ich es nicht eingestehen, ich liebte ihn. Ich liebe ihn immer noch.

Und ich gehorchte. Ich blieb in Paris, und das Kind kam in ein Pensionat nach Bordeaux. So lagen mehr wie 100 Meilen zwischen uns. Und 13 Jahre hat mein armer Liebling dort bleiben müssen, ohne jemals die Freuden des Heimkommens in den Ferien kennen zu lernen.

Glücklicherweise war sie dort mit ein paar kleinen Kreolinnen zusammen, deren Eltern auf den Inseln wohnten, und die auch ihre Ferien im Pensionat zubrachten, so hatte sie doch wenigstens etwas Gesellschaft. Einmal im Jahr, um Ostern herum, fuhr ich auf acht Tage nach Bordeaux und jedesmal fand ich meine Lucie ganz verändert vor. Während der ersten Jahre wurde sie recht häßlich. Es schnürte mir das Herz zusammen, wenn ich sah, wie blaß sie war und wie schlecht sie sich hielt. Aber dann, jetzt vor drei Jahren sah ich plötzlich ein schönes, junges Mädchen vor mir mit rosigen Wangen und voll entwickeltem Busen und Hüften — ich war ganz erstaunt, daß dieses Mädchen mich „Mama" nannte.

Ach, es waren schöne Wochen, wenn ich in Bordeaux war und wir zusammen auf dem Korso Tourny spazieren gingen oder im Boot nach Carmont fuhren. Die Männer blieben stehen und sahen sich nach uns um, — galt es mir oder meiner Tochter? Ich wußte es nicht, und das amüsierte mich. Aber wenn jemand es wagte, uns frech anzublicken, so warf ich ihm dafür einen Blick zu, daß ihm die Lust bald verging.

Als ich nach Paris zurückkam, war ich ganz traurig, meinen Liebling nicht mehr um mich zu haben. Bon-Ami bemerkte es wohl und wußte mich mit vielem Takte zu trösten. Seit dem Tode meines Mannes war er vernünftiger geworden. Er sprach sogar mit mir über die Kleine und interessierte sich für ihre Zeugnisse, die man mir stets zuschickte. Er schenkte mir sogar einen Rahmen für das Bild, das sie im Kommunionskleide darstellte.

Trotzdem scheute ich mich davor, die Frage über Lucies Rückkehr zu berühren. Sie zählte nun schon beinahe 18 Jahre und konnte doch nicht ewig im Pensionat bleiben. Ich weiß nicht einmal, was mich mehr beunruhigte. Der Gedanke, von Lucie mit Bon-Ami zu sprechen oder umgekehrt. Denn das war das Schlimmste von allem, meine Tochter kannte die wahren Verhältnisse ihrer Mutter nicht. Ich hatte ihr immer gesagt, daß ich von meinen Renten lebte. Sie war sehr diskret und hatte niemals gefragt, warum wir so fern voneinander lebten. Sie begnügte sich mit dem Grunde, den ich ihr immer angegeben hatte, nämlich daß Paris nichts für Kinder sei.

Eines Abends, wie Bon-Ami gut aufgelegt zu

sein schien, wagte ich eine leise Andeutung. Lucie war jetzt ein erwachsenes, junges Mädchen, und man mußte sie aus der Pension nehmen. Ich sprach nicht einmal den Gedanken aus, daß sie zu mir kommen könnte, ich fragte ihn nur um Rat, was man mit dem Kinde anfangen sollte.

Bon-Ami überlegte. Er hat bei seinem rauhen Wesen doch im Grunde ein gutes Herz. Schließlich antwortete er:

„Was willst du, meine Liebe, deine Tochter muß doch wohl bei dir leben. Man kann sie doch schließlich nicht auf der Straße lassen."

„Aber," wagte ich ganz schüchtern zu bemerken, „sie weiß nicht — wie wir miteinander stehen."

Bon-Ami wurde rot, als ob er zornig wäre.

„Ach was," sagte er, „Unsinn! Ich werde diesem Backfisch zuliebe nichts an meiner Lebensweise ändern. Immer diese Geheimniskrämerei, für die alle Frauen schwärmen. Warum hast du ihr nicht die Wahrheit gesagt? Desto schlimmer für dich. Sie wird bald genug von selbst darauf kommen. Nun und schließlich kommt es auch nicht so oft vor, daß ich die Nacht hier bleibe."

Ich fühlte, daß es besser wäre, nicht weiter

darüber zu reden. Und am nächsten Tage kam Bon-Ami von selbst darauf zurück.

„Höre," sagte er zu mir, „ich habe es mir überlegt. Ich muß auf etwa 14 Tage in die Umgegend von Rouen verreisen. Laß die Kleine währenddem zurückkommen. Dann sagst du ihr alles ganz offen, sie ist groß genug, um es zu verstehen, und wenn ich zurückkomme, weiß sie Bescheid."

Ich fühlte, daß er das Rechte getroffen und dankte ihm für sein Zartgefühl.

Und als der Moment kam, wo ich hätte reden sollen, wie die Kleine in meinem Hause war und ich ganz allein mit ihr zusammen — da hatte ich nicht den Mut, ihr mein Bekenntnis abzulegen. Ich kam sogar ihren Fragen zuvor, und sagte ihr, daß alle diese Gegenstände, die im Zimmer herumlagen und einem Manne gehören mußten, wie Spazierstöcke, Cigarrentaschen und Hüte, von ihrem Vater herstammten.

Ich blieb selbst bei meiner Lüge, als ich einen Brief von Bon-Ami erhielt, in dem er mir seine Rückkehr mitteilte. Ich erfand eine Geschichte von einem Verwandten von mir, einem Vetter, der von Zeit zu Zeit bei mir zum Diner erschiene.

Ach, dieses Diner, dieser Abend zwischen Bon-Ami und Lucie. Während dieser wenigen Stunden habe ich gefühlt, daß es eine Lebenslage gab, in der die Scham noch glühender brennen konnte, wie beim ertappten Ehebruch.

Die erste Begrüßung war ganz herzlich. Bon-Ami war guter Laune, ihm war auf der Reise alles nach Wunsch gegangen und Lucie gefiel ihm. Aber dann, im Laufe des Gespräches ließ er eine Äußerung nach der andern fallen, die ein so klares Licht auf unsere Beziehungen warfen, daß ich jedesmal befürchtete, ohnmächtig zu werden. Unaufhörlich dachte ich: „Lucie muß es verstehen — o mein Gott — mein Gott!"

Ich suchte den Abend so lange wie möglich hinaus zu ziehen und schlug ein Kartenspiel vor. Aber gegen zehn Uhr warf Bon-Ami, der verloren hatte, sein Spiel auf den Tisch und sagte: „Laßt uns jetzt schlafen gehen!"

Ich mußte zu einem Entschluß kommen, ich befürchtete eine Katastrophe, wenn die Kleine plötzlich und unvorbereitet alles erführe.

„Geh in dein Zimmer, Lucie," sagte ich zu ihr und warte auf mich, ich habe ein Wort mit dir zu reden."

Einen Augenblick später stand ich vor ihr in ihrem Zimmer, wie ein Verbrecher, der sich der Guillotine nähert, und sagte:

„Höre mich an, Lucie, ich habe dir etwas ernstes, sehr ernstes zu sagen. Urteile nicht hart über deine Mutter, mein Kind, sie ist eine arme Frau, die ihr Leben nicht so gestalten konnte, wie sie gewollt hätte. Bon-Ami, der heute abend mit uns zusammen gespeist hat, ist nicht" — —

Aber sie stürzte sich mir in die Arme und legte mir die Hand auf den Mund.

„Sprich es nicht aus, Mama — liebste Mama, sprich es nicht aus. Ich weiß alles, ich habe es mir seit langer Zeit gedacht. Ich habe dich lieb, so lieb. Aber nur sage mir nichts." —

So blieben wir noch lange zusammen und weinten, eng aneinander geschmiegt. Ich fühlte, daß sie die Wahrheit sagte, daß sie mich sehr lieb hatte, und daß sie trotz ihrer Unschuld wohl begriff, daß ich eine beklagenswerte Frau sei.

Das Bett



Das Bett

Mme. Duclozac an Mme. Anquetin.

Schloß Servat.

Meine liebe alte Freundin, außer Ihnen wüßte ich wirklich keinen Menschen auf der Welt, an den ich mich in meiner Not wenden könnte, und wie schon so oft, komme ich auch heute wieder zu Ihnen, um Ihren Rat zu erbitten.

Erschrecken Sie nicht, es ist weder mir noch meinem Gatten etwas Ernstes zugestoßen. Allerdings, wird in meinem Briefe fast ausschließlich von ihm die Rede sein.

Also zur Sache, Sie wissen, daß Maurice und ich immer recht gut miteinander ausgekommen sind.

Das soll natürlich nicht heißen, daß wir auf dem Standpunkt der Flitterwochen stehen geblieben sind — nun, es sind ja auch immerhin volle drei Jahre verflossen, seit wir von unserer Hochzeitsreise zurückkehrten. Unsere Liebe hat sich wie jede gute, legitime Liebe, nachdem sie glücklich alle kirchlichen und standesamtlichen Weihen empfangen, auf die übliche Zeitdauer von der Hochzeitsnacht bis zur definitiven Niederlassung beschränkt. Dann haben Maurice und ich sie in stillschweigender Übereinstimmung in den Kasten gelegt — wenn ich mich so ausdrücken darf. Von Zeit zu Zeit holen wir sie einmal wieder heraus, wie ein kostbares Kleinod, um uns zu überzeugen, daß sie immer noch vorhanden ist, und um uns für ein Weilchen wieder damit zu schmücken. — Dann wird der Schlüssel wieder umgedreht und die Sache ist damit bis zur nächsten Gelegenheit abgethan.

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß wir die unendliche Annehmlichkeit genießen, getrennt zu schlafen. Jedes hat sein Zimmer, sein Ankleidekabinett und sein Bett für sich. Maurice sprach sich sehr treffend über diesen Punkt aus, indem er sagte:

„Wozu hat dein Vater denn 800000 Franks ausgegeben um uns ein Haus zu bauen, wenn wir uns jetzt darin zusammenpferchen wollten?"

Kraft dieses Ausspruches führte ich während zwei und einem halben Jahr ein sehr angenehmes Leben, ganz so wie ich es als junges Mädchen gewohnt gewesen war. Ich konnte ungestört im Hemd durchs Zimmer spazieren —, einerlei wie spät es war —, in meinen Sachen herumkramen, alte Briefe wieder durchlesen, meine Korrespondenz erledigen. Im Bett las ich dann irgend einen Roman, der mir gerade zusagte, bis ich Lust bekam zu schlafen. Und dann, nachdem ich die Lampe ausgelöscht, konnte ich unter meiner Decke ungestört die verschiedensten Stellungen einnehmen, der Länge oder der Breite nach, quer oder zusammengerollt, ohne irgend jemand dafür Rechenschaft ablegen zu müssen. Ach, das war wonnig! Für mich begann wirklich die schönste Zeit des Tages, wenn ich den Riegel meines Schlafzimmers vorgeschoben hatte.

Nun? werden Sie fragen, mein alte Freundin, aber was machte denn Maurice während dem? Darum, meine Liebe, habe ich mich eigentlich nie

gekümmert und ich gebe gern zu, daß das verkehrt von mir war. Ich hätte daran denken sollen, daß die Männer von anderm Stoff gemacht sind wie wir, und daß das, wobei wir nur einen kleinen Wonnereiz empfinden, für sie das größte Vergnügen bedeutet. Ich hätte bedenken sollen, daß ein Mann, der sich so leicht damit abfindet, nachts allein zu schlafen, seine Mittagsruhe wahrscheinlich — anderswo abhält. Ja, gegen diese sonnenklaren Wahrheiten ist nichts einzuwenden. Ich habe also recht gedankenlos und unvernünftig gehandelt, oder — ich will Ihnen lieber ganz offen sagen — es war mir eigentlich vollkommen gleichgültig. Wenn Maurice mich betrog, so machte er es wenigstens sehr diskret, ohne irgend welchen Skandal und ohne uns durch übergroße Freigebigkeit zu ruinieren.

Er fehlte nie beim Mittagsessen und kündigte mir niemals an, daß er eine außerordentliche Sitzung mitzumachen habe — unter diesen „Sitzungen" ihrer Ehemänner haben nämlich die meisten meiner Freundinnen zu leiden. Kurz, er hat sich immer als vollkommener Gentleman benommen, korrekt und diskret. Ich möchte sagen, wenn er mich betrog, so that er es als guter Ehemann.

Und dieses eheliche Glück würde wahrscheinlich noch länger so fortbestanden haben, wenn es nicht unserer Tante Destanabès eingefallen wäre, auf ihrem Schlosse Servat bei Moncrabeau eines plötzlichen Todes zu sterben.

Wahrscheinlich ist Ihnen aber sowohl Moncrabeau wie auch das Schloß Servat und unsere Tante Destanabès völlig unbekannt. Besagte Tante, eine alte Gascognerin und außerdem ein großes Original, hatte nämlich, seit vor etwa 15 Jahren ihr Mann, der „Chevalier Destanabès" gestorben war, gänzlich darauf verzichtet, jemals ein Lebenszeichen von sich zu geben. Sie lebte ganz allein und hatte nur ein altes Dienstmädchen bei sich, das ebenso alt und ebenso verrückt war, wie sie selbst. Im vorigen März starb sie ganz plötzlich und hinterließ uns das Schloß Servat bei Moncrabeau.

Der bloße Name Moncrabeau — von dem ich nicht behaupten kann, daß er mir gerade besonders poetische Vorstellungen suggerieren würde — genügte, um Maurice vollkommen zu elektrisieren. Auf diesem Schlosse Servat hat er nämlich die ersten 5 oder 6 Jahre seiner kostbaren Existenz zugebracht, er ist seitdem nicht wieder dort gewesen,

aber er kann noch heute nicht ohne Rührung an jene Stätten denken, wo er sich einst mit seinen kleinen Kameraden herumgetrieben hat.

So kamen wir denn überein, im nächsten Sommer für einen Monat das alte Herrenhaus zu beziehen, wo die Tante Destanabès ihre schöne Seele ausgehaucht hat.

Ach, dieses Haus! meine liebe, alte Freundin, jetzt habe auch ich es kennen gelernt, wir sind immer noch da, aber ich sehne mich nicht danach, noch länger hier zu bleiben.

Die Gegend ist entzückend, das Schloß sieht ganz kokett aus, mit drei niedrigen, eckigen Türmen, die von spitzen Ziegeldächern gekrönt sind. Rings herum Eichenwälder mit ihrem bläulichen Grün.

Aber im Innern — ach, meine Liebe, diese Zimmer! Für den Komfort der Neuzeit scheint die gute Tante Destanabès nicht sehr viel Sinn besessen zu haben. Die Tapeten in den Salons sind verschimmelt und der Plafond droht jeden Augenblick einzustürzen — nun, das läßt mich noch ziemlich kalt. — Aber wollen Sie mir glauben, daß nur ein einziges bewohnbares Schlafzimmer vorhanden ist (noch dazu das Zimmer der Verstorbenen, ein

recht tröstlicher Gedanke!) — und bewohnbar ist noch viel zu viel gesagt. Aber es ist wenigstens ein Bett darin, das einigermaßen fest auf seinen Füßen steht und außerdem ein Toilettetisch. Ein Ankleidekabinett ist natürlich im ganzen Hause nicht zu finden. Ein Zimmer habe ich sogar entdeckt, dessen ganzes Mobiliar aus einem Stuhl und einem Leuchter besteht.

Das Ganze war so überwältigend, daß Maurice und ich bei der Ankunft auf unserm neuen Besitz in ein wahnsinniges Gelächter ausbrachen. Wir kamen abends um 10 Uhr an und waren recht müde, da wir den ganzen Tag in der Eisenbahn zugebracht hatten. Wir dachten also bald ans Schlafengehen. „Wo wirst du denn schlafen, mein Lieber?“ fragte ich Maurice.

„Nun, ich habe in dem kleinen Salon einen Lehnstuhl gesehen,“ antwortete er ganz kläglich, „den werde ich mir für die Nacht herrichten lassen.“

In einer Regung von Mitleid, die ich später bitter bereuen sollte, bot ich ihm die Hälfte meines Lagers an. „Morgen kann man ja in irgend einem Zimmer ein zweites Bett aufschlagen,“ dachte ich.

Die Nacht verlief ohne weitere Störung. Ich bemerke ausdrücklich, daß wir beide nur ans Schlafen dachten. Am andern Tage sorgte ich dafür, daß ein Zimmer für Maurice zurecht gemacht wurde. Aber als er sich niederlegen wollte, machte er die Entdeckung, daß keine Kopfkissen vorhanden waren — das scheint hier zu Lande nicht Mode zu sein.

„Liebes Kind," sagte er, „ich muß deine Gastfreundschaft wahrhaftig noch einmal in Anspruch nehmen."

Ich ergab mich denn auch dieses Mal in mein Schicksal, aber da ich nicht so müde war wie gestern, vermochte ich bis zum Morgen kein Auge zu schließen. Dieser große bärtige Mann, der da an meiner Seite lag, machte mich ganz nervös. Ich schlief unruhig und wachte jeden Augenblick auf.

„Nun, Gott sei Dank", dachte ich beim Ankleiden, „daß es das letzte Mal ist."

Aber es war nicht das letzte Mal. Dieses letzte Mal ist überhaupt noch nicht dagewesen. Stellen Sie sich vor, daß Maurice Geschmack daran gefunden hat, bei mir zu schlafen, er ist nicht

wieder los zu werden. Ich bemerke ausdrücklich, daß „schlafen" in diesem Falle keine rhetorische Figur ist, er hält sich wirklich nur in meinem Bett auf, um zu schlafen. Und das giebt er selbst ganz ruhig zu, der Elende: „es ist wunderbar, wie gut ich in deinem Bett schlafe, Liebste, ich werde diese Gewohnheit auch in Paris festhalten, dort habe ich nie so gute Nächte gehabt wie hier."

Aber ich leide entsetzlich darunter. Ich kann nicht mehr im Zimmer herumwirtschaften, ehe ich mich schlafen lege, ich kann keine Briefe mehr schreiben, keine Romane mehr lesen. Nicht etwa, daß Maurice etwas dagegen hätte, aber, um alles das mit Genuß thun zu können, muß ich allein sein, es stört mich, wenn man mir dabei zusieht. — Und dann bin ich halb und halb dazu verurteilt, ruhig zu liegen, ich sage halb und halb, denn in meinem Bette tanze ich herum, wie ein Fisch an der Angel, und der arme Maurice bekommt manchen Fußtritt von mir, unter dem Vorwande, daß ich nicht genug Platz habe.

Aber glauben Sie, daß das ihm irgend etwas ausmacht? — keine Spur! Er rührt sich kaum vom Fleck, stößt höchstens ein ganz

pomadiges: Pardon! hervor und schläft ruhig weiter.

Ich habe ihm gesagt: „Bitte, lieber Freund, laß mich wieder allein schlafen, ich thue kein Auge mehr zu, seit du immer da bist.“

„Bah“, antwortete er lächelnd, „du wirst nicht besser schlafen, wenn du allein bist, das Bett ist groß genug, und ich liege ganz still.“

Darauf habe ich ihm versichert, daß er schnarche — was übrigens gar nicht wahr ist.

„Geh mir doch damit, Schatz,“ hat er gesagt und dabei etwas blasiert gelächelt, „wenn ich wirklich schnarche, hätte ‚man‘ mich schon längst darauf aufmerksam gemacht.“

Was fang' ich nun an? Was soll ich thun? Ach, meine alte Freundin, Sie wissen ja alles, Sie haben so viel Erfahrung. Sie machen sich gar keinen Begriff davon, wie ungeduldig es mich macht, daß Maurice in diesem Punkte so offensiv vorgeht. Dieses „offensiv“ ist in ganz harmlosem Sinne zu verstehen. Er hat noch kein Attentat auf meine Tugend gemacht — einen kleinen Versuch dazu habe ich gestern energisch zurückgewiesen. Mir genügt diese Intimität schon vollkommen — ich danke für mehr.

Sehen Sie, ich bin ganz fertig mit meinen Nerven — ich wäre imstande irgend eine Dummheit zu machen. Geben Sie mir einen Rat, sagen Sie mir, wie ich meine Freiheit wiedererringen kann. Ich kann doch nicht auf Scheidung klagen, weil mein Mann darauf besteht in meinem Bett zu schlafen.

Mme. Anquetin an Mme. Duclozac.

Paris

Es ist sehr lieb von Dir, meine Kleine, daß Du Dich in solch schwierigen Lebenslagen an Deine alte Freundin erinnerst und in Deiner Herzensangst bei ihr Schutz und Rat suchst.

Ach ja, ich bin ja alt und erfahren genug. Wenn ich denke, daß ich Dich schon gekannt habe, wie Du noch im Sand Kuchen backtest — und damals war ich schon aus den Reihen getreten und beschränkte mich darauf, den damaligen jungen Frauen — die jetzt auch schon längst nicht mehr jung sind, — Ratschläge zu erteilen.

Ach, das Leben geht so schnell dahin! Sieh Dich vor, auch die Schönheit dauert nicht ewig, und

wenn es damit erst einmal vorbei ist, wird niemand, selbst nicht Dein Mann, dessen Gegenwart Dir heute so lästig erscheint — mehr danach verlangen, Dein Lager zu teilen. Sieh, und wenn ich daran denke, so will diese Gleichgültigkeit gegen die Liebe, die aus Deinen Zeilen spricht, mir beinahe das Herz zerreißen. Mein Gott, Du bist erst 25 Jahre alt und sprichst es selbst aus, daß Dir die Liebe nichts anderes gewährt, wie einen flüchtigen Nervenreiz. Wirklich, mein Kind, entweder bist Du sehr frostiger Natur, oder Dein Monsieur Duclozac hat es recht ungeschickt angefangen. Nun, zum Teufel, so laß ihn dafür büßen, aber rede nicht so von der Liebe — denn Du hast sie noch nie kennen gelernt.

Meine eigenen Erinnerungen auf diesem Gebiet liegen allerdings weit zurück, aber das weiß ich noch ganz gut: ich war von ganz anderm Holz geschnitzt wie Du. Jene Gefühle, deren Wonne Du nicht begreifen kannst, waren mir durchaus nicht unbekannt und es wäre mir niemals in den Sinn gekommen, sie aus falscher Scham zu unterdrücken oder abzuleugnen.

Wenn ich Dir damit sagen wollte, daß M. An-

quetin niemals Grund gehabt hätte, sich zu beklagen, so hieße das seinem Andenken zu viel Ehre anthun. Er heiratete mich nur meiner Mitgift wegen und brachte mein Vermögen dann im Spiel durch. — Ich wäre sehr thöricht gewesen, wenn ich es verschmäht hätte, mich anderweitig zu trösten. Und ich glaube, daß ich alle diese Fragen, die dem Ehe- und dem Liebesleben zu Grunde liegen und die sich vor allem um „das Bett" drehen, gründlich genug studiert habe.

Über einen Punkt bin ich ganz einig mit Dir. Es ist der reine Unsinn, zusammen ins Bett zu gehen, sobald es sich nur ums Schlafen handelt, es wäre ebenso albern, wenn man seine Suppe aus einem Teller löffeln oder sich bei Tisch zusammen auf einen Stuhl setzen wollte.

Das Lager, das zwei miteinander teilen, sollte ausschließlich der Liebe geweiht sein. Kommt es trotzdem einmal vor, daß es auch zum Schlafen dient — denn die Hinfälligkeit des menschlichen Körpers setzt selbst der feurigsten Liebe ihre Schranken — nun, so schläft man aber wenigstens Körper an Körper geschmiegt, Lippe auf Lippe gepreßt, mit zerschlagenen Gliedern und gebrochenen Rippen ein.

Wie sagt doch unser göttlicher Ronsard:

„Doch dann, wenn uns're Glieder süß verstrickt
Auf seidnem Pfühle heiße Lust berückt,
Dann laß nach lockrem Brauche aller, die das lieben,
Uns in den Kissen tolle Liebesspiele üben."

Nun, eben nur, um diese „tollen Liebesspiele" zu üben, hat es einen Sinn, nebeneinander in den Kissen zu ruhen, aber zu gemeinsamem Schnarchen unter die Decken zu kriechen, das ist wirklich echt deutsche Schwerfälligkeit. Diese guten Deutschen sagen ja auch „mit einer Frau schlafen!" ebenso wie die Engländer in ihrem Pflegma: sleep with, sie überlassen es den galanteren Franzosen, sich dieses entzückend lockeren Ausdruckes: „coucher avec" zu bedienen.

Also, meine holde Kleine, Dein Mann ist entschieden im Unrecht, wenn er Dich schlafender Weise mit seiner Gegenwart belästigt, und Du bist ganz berechtigt, ihn von Deinem Lager zu vertreiben. Aber glaube nur nicht, daß Dein Fall vereinzelt dasteht. Wie manche unglücklich verheiratete Frau muß nicht wenigstens einmal im Leben diesen Kampf ausfechten. Alle nicht aktiven Ehemänner haben von Zeit zu Zeit diese Manie, in das Bett ihrer

Gattinnen einzudringen, wahrscheinlich immer dann, wenn sie gerade einmal keine Maitresse haben. Ich selbst hatte meiner Zeit volle sechs Monate darum zu kämpfen, bis ich den Gatten aus meinem Bett vertrieben hatte, der gleich dem Deinen auf die Idee verfallen war, es platonisch mit mir zu teilen — als richtiger, verfassungsmäßiger Gatte, der sich friedlich schlafen legt und vor jeder Anstrengung zurückscheut.

Ich wandte damals nacheinander die verschiedensten Mittel an. Zuerst versuchte ich ihm meine Nähe unerträglich zu machen, ich stand an die zwanzigmal in der Nacht auf, zündete möglichst geräuschvoll die Lampe an, indem ich dabei gegen sämtliche Möbel anstieß und einen Spektakel vollführte, der Tote hätte auferwecken können. Aber ich erzielte einen schönen Erfolg. Mein teurer Mann blieb unentwegt in meinem Bett, aber wenigstens schlief er ziemlich schlecht — und ich selbst noch viel schlechter. Und dann kam es so, wie ich hätte voraussehen können, die Müdigkeit überwältigte uns beide. Er wachte schließlich von all meinem Lärm überhaupt nicht mehr auf, und ich war so müde, daß ich mich kaum mehr rühren

konnte. Und nach wie vor erblickte ich jeden Abend und jeden Morgen sein friedlich schlummerndes Haupt neben mir auf dem Kissen. — Das brachte mich ganz zur Verzweiflung.

Nun verfiel ich auf Parfüms, die er geradezu verabscheute. Ich tränkte die Betttücher buchstäblich mit den unleidlichsten Essenzen, mit Moschus, Peau d'Espagne &c.

Mein Mann brummte erst etwas, wurde dann wütend und schließlich legte er sich ruhig nieder und schlief ein. Und ich war bald genötigt, auf mein schönes Mittel zu verzichten, denn ich kam um vor Migräne, während der Gatte an meiner Seite trotz Moschus und Peau d'Espagne ungestört weiterschnarchte.

Und ich war nicht so gut daran wie Du, ich hatte keine alte Freundin, die ich zu Rate ziehen konnte. Dagegen besaß ich einige Freundinnen meines Alters. Als ich mich eines Tages über mein Schicksal beklagte, rief die eine von ihnen: „ach, ich wollte, ich wäre an deiner Stelle!"

„Aber, gütiger Gott, warum denn?"

„Nun, ich habe einen Mann, der niemals in meinem Bett schlafen will."

„Wer hat ihn denn herausgeworfen?“ fragte ich.

„O, niemand,“ entgegnete sie und schlug die Augen nieder, „aber er fand es zu angreifend.“

Die betreffende Freundin war eine kleine, magere Brünette, der ich gar nicht so viel Temperament zugetraut hätte — nun, aber dieses ihr Bekenntnis enthielt eine gute Lehre, und ich säumte nicht, dieselbe in Anwendung zu bringen.

Jetzt änderte ich meine Taktik vollkommen. Nicht allein, daß ich alle bisherigen Störungen unserer Nächte vermied, ich suchte sogar ihm zu gefallen und auf seine Begehrlichkeit einzuwirken. Mein Gatte war nicht gerade sehr erotisch veranlagt, aber schließlich war er denn doch ein Mann, mein unerwartetes Entgegenkommen schmeichelte seiner Eitelkeit und schien auf ihn beinah etwas von dem Reiz des Verbotenen auszuüben.

So raffte er all seine Kraft zusammen und hielt vier Nächte hindurch stand. In der fünften machte er einen Versuch zum Rückzug, aber ich ließ nicht aus und er mußte noch einmal daran glauben. — Es war das letzte Mal. Eine Woche dieses Verfahrens hatte genügt. Am siebenten Abend küßte er mich auf die Stirn und sagte:

„Meine Liebste, wenn du erlaubst, so lasse ich dich heute Abend allein, ich habe etwas Migräne.“

Ach, diese Migräne! Unsere Migräne. Unser berühmtes Hilfsmittel in allen ähnlichen Fällen. Wie habe ich gelacht! Aber von dieser Migräne an hatte ich mein Bett immer für mich allein.

Da hast Du also mein Mittel, Liebste. Versuche es einmal damit, Du wirst schon sehen. — Hast Du Widerwillen dagegen? Nun, bei Gott, das kann ich Dir nachfühlen, etwas Mut muß man schon dazu haben. Aber eine Frau, die etwas Phantasie besitzt, braucht nur die Augen zu schließen und an etwas anderes zu denken. Und wenn wirklich Dein kleines Herz so leer ist, daß Du keinen Gegenstand für Deine Gedanken findest, so rate ich Dir, es so zu machen, wie eine andere Freundin von mir. Diese wußte sich nämlich über die der ehelichen Pflicht gewidmeten Minuten dadurch hinwegzuhelfen, daß sie sich die Könige von Frankreich aufsagte und zwar der Reihe nach von Pharamond bis auf Louis Philippe mit den Regierungsdaten.

Lebe wohl und halte mich über das Resultat auf dem Laufenden.

Mme. Duclozac an Mme. Anquetin.

Schloß Servat.

Aber um Gotteswillen, meine alte Freundin, was haben Sie angerichtet? Was für Ratschläge haben Sie mir gegeben! Wirklich ein großartiges Verfahren, um lästige Ehemänner aus dem Bett zu vertreiben. Ich habe Ihre Vorschriften aufs genauste befolgt — eine ganze Woche lang und siehe da — Monsieur Duclozac ist geradezu wie angewurzelt in meinem Bett.

Dieses Resultat haben Sie doch gewiß nicht erwartet, wie? Und Sie werden ganz betrübt darüber sein. Aber beruhigen Sie sich nur. Sie sind die herrlichste Freundin auf Gottes Erdboden und ich bete Sie an, Sie mitsamt Ihren Ratschlägen. — Verstehen Sie, was ich meine? Nein, ich glaube nicht. Nun, ich bin momentan halb toll — aber so froh über diese Tollheit.

Also: wie ich Ihren Brief erhielt, war ich ganz starr vor Bewunderung über diese geniale Idee. — Die reine Homöopathie! Das Bett selbst sollte mir nun als Waffe gegen meinen Gatten dienen und gewiß würde er mit Schimpf und Schande be-

deckt den Rückzug antreten. Ich entschloß mich, noch denselben Abend das Gefecht zu eröffnen. Es wäre Übertreibung, wenn ich behaupten wollte, daß mir der Gedanke gerade angenehm gewesen wäre, aber ein Prinzip durchzuführen, mag es auch noch so schwer sein, bereitet einem ja immer eine gewisse Genugthuung. Und der Gedanke an das Ziel, das ich damit erreichen wollte, hielt mich aufrecht, galt es doch die Freiheit meiner Nächte, den unumschränkten Besitz meines Zimmers. Ich bereitete alles aufs sorgfältigste vor. Von meiner Aussteuer her besaß ich noch ein gewisses Nachtkostüm, das, trotzdem es mich nur bei unseren legitimen und meist ziemlich frostigen Kämpfen geschmückt hatte, doch nichts von seinem verführerischen Reiz eingebüßt hatte. So erschien ich am Abend vor meinem Mann.

Königlich angethan wie Esther vor Ahasver. Ich füge noch hinzu, daß ich an diesem Tage mit meiner Köchin Nanon den Küchenzettel aufs eingehendste beraten und meinen Gatten mit einem gehörig gewürzten Diner bewirtet hatte.

Wie es in den Romanen von Alphonse Daudet heißt: „ça ne se traîna pas.“ Ich sträubte mich

anfangs ein wenig, um meinen Feind noch mehr herauszufordern, und es gab erst nur ein unbedeutendes Scharmützel, eines jener Vorpostengefechte, bei denen das Pulver meist unnötig verschossen wird. Aber Ihrem Rate folgend, ließ ich dem Gegner keine Zeit zum Ausruhen — übrigens schien er auch durchaus nicht zum Rückzug geneigt. Nun, meine liebe, gute Freundin, ich versichere Sie, daß in dieser Nacht Schlachten geliefert wurden, wie sie mein hochzeitliches Gewand noch niemals mitgemacht hatte. Schließlich ruhten beide Parteien ermattet auf dem Schlachtfelde aus, ohne daß einer den Sieg davongetragen hätte. Ich glaube sogar, daß ich selbst am ärgsten mitgenommen war.

Am darauffolgenden Tage fühlte ich mich etwas angegriffen und nervös. Ich befleißigte mich, meinem Mann mit jener kühlen Unliebenswürdigkeit zu begegnen, wie sie zwischen Eheleuten angebracht ist, er dagegen betrachtete mich mit einem halb ironischen, halb befriedigten Lächeln, was mich so reizte, daß ich ihn hätte schlagen können.

„Warte nur, mein Freund," dachte ich, „wer weiß, ob du ein paar Stunden später auch noch

triumphieren wirst." Denn ich war zum Äußersten entschlossen. Es sind ja nur die ersten Schritte, die Überwindung kosten, und ich fühlte mich sicher, daß ich meinen Widerwillen überwinden würde. Um ganz bei der Wahrheit zu bleiben, waren mir diese ersten Schritte eigentlich gar nicht so schwer gefallen, wie ich gedacht hatte.

Aber um die Form zu wahren, nahm ich mich selbst ins Gebet. „Heute abend," sagte ich mir, „werden wir von neuem beginnen, da das sehr peinlich für mich sein muß, und damit ich nicht vor mir selbst zu erröten brauche, so werde ich meine Gedanken von dieser unwürdigen Beschäftigung ablenken, indem ich mir die französischen Könige der Reihe nach auffsagen werde, wie meine gute Freundin Anquetin es mir anempfohlen hat."

Nachdem ich auf diese Weise meiner Eigenliebe genug gethan hatte, sah ich der Nacht ohne Besorgnis entgegen. Es schien mir, daß Monsieur Duclozac den gestrigen Abend recht gut überstanden hatte — wenigstens lieferte er mir den Beweis, sobald wir allein waren.

Und die Könige von Frankreich? werden Sie

fragen. Ach ja, die Könige, — nun, ich kam nicht einmal bis zu den Merowingern.

„Einerlei," dachte ich, während ich mich ausruhte (und zwar ruhte ich in den Armen meines Gatten, aber das entspricht dem Programm, nicht wahr?). „Der Kampf muß fortgesetzt werden. Hat meine gute Freundin mir nicht gesagt, daß sie selbst acht Tage brauchte, um ihren Gatten loszuwerden? Also noch ein paar Nächte, und ich bin gerettet."

Aber die Gefechte wurden immer häufiger, ich brauchte die Gelegenheit nicht mehr hervorzurufen. Und dann, meine Liebe, ich weiß nicht recht, wie ich das in Worten kleiden soll — selbst Ihnen gegenüber. Ich weiß ja nicht, wie Ihr Mann sich dabei benahm, aber der meine hatte eine abscheulich hinterlistige Art und Weise, meine Kräfte in Anspruch zu nehmen, ohne die seinen dabei auszugeben.

Sie wissen, er ist einer der besten Fechter von Paris, und wie ich neulich in der „Vie Parisienne" las, ist er berühmt für seinen Kunstgriff, den Gegner zu ermüden, ihm förmlich die Glieder zu zerbrechen, während er selbst kaum einen Finger

rührt, und auf diese Weise stets den Sieg davon trägt. Und wie im Fechtsaal, so ist er auch im Leben!

Ein paarmal hatte ich Lust zu rufen! „Aber das ist nicht ehrlich gekämpft, mein Freund, benimm dich etwas edelmütiger."

Warum ich es nicht that? Ich versuche mir einzureden, daß mein Selbstgefühl mich zum Schweigen veranlaßte. —

Und die französischen Könige?

Hm, hm, nun mit denen ging es so, so lala, wie es eben kam. An gutem Willen hat es mir sicherlich nicht gefehlt, aber man leidet zuweilen an Gedächtnisschwäche. Immer wieder fehlte mir einer, einmal ein Merowinger, dann wieder ein Valois oder einer aus dem Hause Bourbon, — es hing eben davon ab, wann mein Gedächtnis anfing, zu versagen. Gegen morgen triumphierte ich, ich war totmüde, aber dabei ganz klar im Kopf, und ich hoffte die Reihe doch noch zu Ende zu bringen, aber bums! beim Direktorium saß ich fest. Und wollen Sie mir glauben, teure Freundin, daß ich absolut nicht auf Louis Philippe kommen konnte.

Diese Gedächtnisübungen griffen mich wirklich stark an. Als die Woche halb um war, wurde ich an mir selbst irre. Wahrhaftig, mein Feldzug war mit Erfolg gekrönt, ich hatte einen schönen Sieg errungen! — Ich fing an, die Herrschaft über mich selbst zu verlieren. Nicht nur, daß es mir mißlungen war, meinen Mann aus dem Felde zu schlagen, — aber ich wußte jetzt wahrhaftig nicht mehr, ob ich seine Nähe eigentlich selbst wünschte oder nicht. Es war eine solche Wandlung mit mir vorgegangen, daß ich anfing, in meiner Niederlage eine Art Genuß zu finden. — Und das mußte mir passieren, mir, die ich früher so gleichgültig in solchen Sachen war, die ich Ihnen gegenüber ganz aufrichtig und ohne Pose von einem „kleinen Nervenreiz" sprach. Ach, dieser kleine Nervenreiz war jetzt zu einem recht großen geworden, so groß, wie ich es bei meiner früheren Sorglosigkeit niemals für möglich gehalten hätte. Diese Hochzeitsreise nach dreijähriger Ehe war ganz anders stürmisch bewegt, wie die damalige, obgleich es nur eine Reise durchs Zimmer war.

Meinem Mann muß ich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, er nutzte seinen Triumph nicht

dazu aus, mich zu demütigen. Als wir allmählich anfingen, von dem, was zwischen uns vorging, auch gelegentlich zu reden, begnügte er sich damit, mir Liebeserklärungen zu machen und mich seiner Ergebenheit zu versichern.

„Ich hatte ja keine Ahnung davon," sagte er, „was für einen Schatz ich in dir besitze. — Siehst du, wie gesund und kräftigend die Luft in der Gascogne ist. Sie hat dazu beigetragen, mir dein eigentliches Temperament zu offenbaren — vielleicht sogar dir selbst."

Ich fragte ihn, was er mit diesem „vielleicht" sagen wolle.

„Mein Gott, Liebste, ich bin wirklich während dieser drei Jahre ein recht mangelhafter Ehemann für dich gewesen. Gewiß, ich habe dir immer vertraut, und ich weiß, daß du meine Ehre immer gewahrt hast. Aber kein Mensch ist Herr seiner Gedanken — und ich habe nichts dazu gethan, die deinen immer auf der rechten Bahn zu erhalten. Und um so mehr, weil meine kleine Frau ein Temperament besitzt, das ich ihr niemals zugetraut hätte," fügte er lachend hinzu.

„Ach, mein Gott," stammelte ich und schlug

die Augen nieder, „ich hätte es mir ja selbst nicht zugetraut.“

„Nun, aber eigentlich beweist das noch nichts, denn ich habe wohl gesehen, daß du mehr Feuer wie Erfahrung besitzt. — Aber willst du mir nicht sagen, warum du mich neulich Nacht — in einem Moment, wo ich wirklich mein bestes dazu that, deine Gedanken für mich in Anspruch zu nehmen — warum du mich damals dreimal nacheinander „Ludwig“ genannt hast? Halb im Schlaf, aber dabei — ganz deutlich. Ich heiße doch bekanntlich Maurice, seit ich auf der Welt bin.“

Er hatte seinen Satz noch kaum vollendet, als ich mich schon aufs Kanapee geworfen hatte und in ein wahnsinniges, beinahe konvulsivisches Gelächter ausbrach. Und zwischen durch rief ich ihm zu: (er hat den Sachverhalt erst sehr viel später begriffen, in jenem Moment hielt er mich einfach für übergeschnappt).

„Aber — mein Schatz — das war ja — das war ja — Ludwig — Ludwig XIII.“

So, nun wissen Sie alles, meine teure Freundin. Lassen Sie mich Ihre Hände küssen. Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mir ein so schlechtes

Mittel angeraten haben, um meinen Mann zu vertreiben. Seien Sie mir nicht böse, und vor allem denken Sie nicht etwa: diese Kleine ist nichts weiter wie ein ganz verderbtes Geschöpf."

Sie wissen ja besser, wie irgend jemand sonst, daß wir Frauen oft selbst aus unseren eigenen Herzen nicht klug werden können.

Das erste Mal

Das erste Mal

Fünf einstige Schüler des Instituts von Masse hatten sich bei Durand zum Abendessen getroffen. Sie waren jetzt alle richtige Pariser mit ergrauten Schläfen geworden. Natürlich drehte sich die Unterhaltung um eines jener Themata, die förmlich aus der Chartreuse und Cognacflaschen emporzusteigen scheinen. Sie sprachen davon, bei welcher Gelegenheit jeder von ihnen die erste Probe seiner Männlichkeit abgelegt hatte. Meist waren es ziemlich armselige Geschichten, die da zum besten gegeben wurden, und eine glich der andern, wie die Salons der öffentlichen Häuser und die geschminkten Gesichter der Freudenmädchen sich gleichen.

Nur Frédéric Antan, der geniale Verfasser des Contes gascons, wußte etwas zu erzählen, was mit den Geschichten der andern keine Ähnlichkeit hatte.

„Wie Ihr wißt," begann er, lebte ich, bis ich mit 15 Jahren nach Masse geschickt wurde, in Tonneins an der Garonne, bei meinen Verwandten Cazemajon. Die alten Leute, die kinderlos waren und nichts zu thun hatten, nahmen sich meiner Erziehung an. Und sie nahmen es sehr ernst damit. Onkel Joseph, der früher Professor am Kolleg von Réole gewesen war, trichterte mir Grammatik, Geographie und Arithmetik ein und stellte an meinen armen Kopf dieselben Ansprüche, als ob er eine ganze Klasse vor sich gehabt hätte. Wenn ich ihm glücklich einmal entronnen war, so begann die Tante Zulma für meine moralische und religiöse Ausbildung zu sorgen, indem sie mich zu sämtlichen Messen, Bibelstunden und Prozessionen mitschleppte, die sie selbst zu besuchen pflegte. Zuweilen stritten sie sich förmlich um meine Seele, der eine wollte mich für die weltlichen Wissenschaften erobern, der andere für den Dienst der Kirche.

„Joseph," sagte die Tante mit ihrer spitzigen Stimme, „es ist jetzt Marienmonat, laß den Kleinen jetzt mit mir zum Ave gehen, damit er es nicht versäumt." Und der Onkel, der sich mitten in einem Vers von Homer oder Lucrez unterbrochen sah, antwortete eifrig:

„Na, zum Teufel, so laß ihn doch das Ave versäumen und störe uns nicht weiter."

„Joseph," sagte die Tante streng, „du gehst dem Kleinen mit schlechtem Beispiel voran."

„Aber um Gotteswillen," meinte der Onkel etwas beschämt, „soll dein Neffe denn ein Ignorant werden, Zulma?"

„Und was willst du aus ihm machen," antwortete sie, „soll er etwa ein Freidenker werden?"

Durch dieses Schreckbild wurde der Onkel entwaffnet, und der Marienmonat siegte über die profanen Wissenschaften.

Ich selbst widersprach niemals, ich äußerte überhaupt keine eigene Meinung, sondern ließ mich völlig willenlos leiten. Mein inneres Geistesleben war schon so weit entwickelt, daß mich die kleinen Äußerlichkeiten des Lebens ziemlich kalt ließen. Und wenn meine Verwandten auch über meine

Tage verfügten, so blieb mir doch wenigstens die Nacht für mich selbst. Ich schleppte alle möglichen alten Poesiewerke aus der Bibliothek meines Onkels auf mein Zimmer, ich machte auch selbst schon Verse, ich glaube sie waren sogar weit besser, wie die, welche ich jetzt mache. Im Sommer saß ich oft stundenlang an meinem Fenster und betrachtete die schwarzen Silhouetten der Bäume, freute mich am Sternenhimmel und an der dunklen Nacht, die mich umgab.

Besonders während der letzten Monate meines Aufenthalts dort unten im Süden, fühlte ich mich sehr glücklich, denn damals hatte ich Maria kennen gelernt.

Maria war Lehrmädchen in der Zigarrenfabrik von Tonneins. Sie stand in meinem Alter, war aber weit größer wie ich, der richtige Typus einer Landstreicherin aus dem Garonnegebiet, schlank und frühzeitig entwickelt mit dunklem Teint und schwarzen Haaren. Ihre Augen sahen aus wie zwei in Milch schwimmende Weintraubenkerne. Sie trug mit Vorliebe schreiende Farben an sich, einen roten Rock zu ihrem blauen Mieder und ein gelbes Tuch mit herabhängenden Zipfeln um

das tiefschwarze Haar geschlungen. Und sie traf damit ganz das Rechte, zu der glühenden Sonne unseres Landes gaben diese schmetternden Farbentöne gerade den richtigen Accord.

Unsere Bekanntschaft hatte sich ganz von selbst gemacht, da das kleine Haus ihrer Eltern dicht neben dem unsern lag.

Aber leider hatten wir fast nie Gelegenheit miteinander zu sprechen. Mittags paßte ich auf, wenn sie vom Geschäft nach Hause kam, um zu frühstücken, und wir nickten uns aus der Ferne einen Gruß zu. Und nach dem Abendessen, wenn weder Marienmonat, noch der des heiligen Joseph oder sonst irgend eines Heiligen war, ich also nicht in die Messe zu gehen brauchte, so machte ich es zuweilen möglich, in den Garten zu entwischen und durch das Gitter, das ihn von dem unseres Nachbarn trennte, mit Maria einige Worte zu wechseln. Allmählich wurden wir kühner und wagten es sogar uns des Nachts — immer an demselben Zaun — Rendezvous zu geben.

Ach, wie oft haben wir beide dieses Gitter, das uns voneinander trennte, verflucht! Wie oft habe ich meine kleinen Fäuste zwischen seine Stäbe

geklemmt und versucht, hinüber zu klettern, ohne jemals etwas anderes zu erreichen, wie geschundene Kniee und wundgerissene Finger. Es erlaubte uns wohl einen Kuß, oder eine kleine Liebkosung auszutauschen, aber es hinderte uns gerade an dem, wonach unser beider Verlangen stand, obgleich es uns beiden noch ein Geheimnis war.

Unsere Wünsche steigerten sich allmählich bis zur Raserei. Unaufhörlich berieten wir über ein Mittel, dieselben zu befriedigen, denn wir waren beide noch Kinder und kannten keine Scham voreinander. Wir sahen nur ein verbotenes Spiel darin, weiter nichts. Meine kleine Freundin hatte in ihrem Atelier allerhand Erfahrungen gesammelt, und ich verdankte meine Wissenschaft den Büchern und dem eignen Nachdenken.

Eines Abends sagte mir Maria: „Jetzt weiß ich, wie wir es machen können, zusammen im Bett zu sein.“

„Zusammen im Bett sein“ — mit diesem naiven Ausdruck bezeichneten wir das, was die Italiener „far l'atto“ nennen.

Gespannt fragte ich:

„Wie denn?“

Sie setzte mir ihren Plan auseinander. Auf dem Wege nach Marmande, etwa eine halbe Meile von Tonneins, gab es ein Wirtshaus, dessen Besitzerin, die alte Béziat, Zimmer an Liebespaare vermietete. Marie hatte das aus den Gesprächen ihrer Kolleginnen in der Fabrik erfahren, die dort mit den jungen Leuten aus der Fabrik zusammenkamen. Die Alte hatte ihren guten Grund, um verschwiegen zu sein. Sie nahm 10 Franks für die Nacht, wenn das Mädchen über 21 Jahre alt war, dagegen 20, wenn sie minderjährig war, um sich für das Risiko schadlos zu halten. In ihrer unglaublichen Frechheit war Maria einfach zur Béziat gegangen und hatte ihr unsern Fall auseinander gesetzt. Die Alte hatte ein wahres Schreckensgeheul angestimmt und gesagt, sie käme ins Gefängnis, wenn sie Kindern von 15 Jahren Zuflucht bei sich gewährte. Aber meine kleine Freundin war nicht so leicht einzuschüchtern, sie hatte auf ihrem Vorhaben bestanden, und hartnäckig gefragt, wieviel es kosten würde. Schließlich hatte die Béziat erklärt, sie würde dieses Mal 40 Franks beanspruchen, da es sich um zwei Minderjährige handle.

„Nun," fragte Maria, nachdem sie mir ihren Schlachtplan entwickelt hatte, warum sagst du denn nichts?" Ich gestand ihr die Bedenken, die mich quälten. Das eine war, daß weder Onkel Joseph noch Tante Zulma mich jemals allein ausgehen ließen.

„Ach, bist du dumm!" entgegnete Maria, „du fragst sie gar nicht erst um Erlaubnis, du!"

Und die zweite Schwierigkeit war die unerschwingliche Summe von 40 Franks, die wir erlegen mußten.

„Hast du denn gar kein Geld?" fragte Maria.

Nein, ich besaß keinen einzigen Sou. Mein Onkel und meine Tante gaben mir niemals Geld in die Hände, mit der triftigen Begründung, daß es mir bei ihnen an nichts fehle.

„Aber sie sind doch reich, deine Verwandten," begann Maria wieder, „kannst du ihnen nicht zwei Louisd'or stehlen?"

Ich erklärte ihr, daß das Geld immer in einem Sekretär eingeschlossen war, zu dem Tante Zulma den Schlüssel hatte. Daß ich einen unbesiegbaren Widerwillen davor empfand, ihren Rat zu befolgen, wagte ich nicht zu sagen. Ich wäre

einfach nicht imstande gewesen, die zwei Louisd'or zu stehlen, was meine kleine Freundin so selbstverständlich fand.

„Ah, bah," sagte sie mit einem Seufzer, „dann muß ich sehen es zusammen zu bringen — diese 40 Franks. Ich fürchte nur, es wird lange dauern."

Und es dauerte denn auch recht lange, mehrere Monate gingen darüber hin. Maria verdiente in ihrer Fabrik 80 Centimes pro Tag. Sie strengte sich nun noch mehr an und war bald auf einen Frank gestiegen. Natürlich wanderte dieser Überschuß in ihre eigene Tasche. Außerdem bekam sie von ihren Verwandten, die nicht so geizig waren, wie die meinen, jeden Sonntag zehn Sous, um sich ein Vergnügen zu machen. Von diesem Gelde gab sie jetzt nichts mehr aus, sie kaufte sich kein Band und keinen Kuchen mehr. Ich glaube, daß sie außerdem ihren Eltern hier und da einige Sous zu entwenden wußte.

Unser Schatz bildete jetzt ständig das Thema unseres Gesprächs bei den nächtlichen Zusammenkünften.

„Wieviel hast du jetzt zusammen?"

„Dreiundzwanzig Franks und acht Sous. Aber

morgen gehe ich für die Mutter auf den Markt, und ich glaube, da kann ich wieder fünf Sous zusammenkratzen.

„Wie lange wird es dann noch dauern?"

Sie überlegte und rechnete im Kopfe nach.

„In sechs Wochen wird es gehen, vielleicht schon etwas früher."

Durch einen Glückszufall kam die Summe noch schneller zusammen, wie wir gedacht hatten. Maria fand eines Tages ein Fünffrankstück auf dem Korridor ihrer Fabrik, wenigstens behauptete sie es gefunden zu haben, und ich forschte nicht weiter nach. Voll Stolz ließ die kleine Zigarrenarbeiterin die beiden Louisd'or abends im Mondschein vor meinen Augen blinken. Mit dem Anwachsen der Summe hatte sie schlauerweise das Geld gewechselt, denn ein Goldstück ist leichter zu verbergen, wie ein Haufe von Sous.

Da wir vor Begier nacheinander brannten, setzten wir den Tag der Zusammenkunft auf übermorgen fest. Es wurde abgemacht, daß wir uns gesondert zur Béziat begeben wollten, Maria zu der Zeit, wo sie gewöhnlich zur Fabrik zu gehen pflegte, und ich, sobald ich eine Gelegenheit fand,

zu entkommen. Mitten in der Nacht gelang es mir denn auch glücklich, auszureißen, wie ein Dieb und den Weg nach Marmande zu erreichen. Ich hörte erst auf zu laufen, als ich bei einem Erlengebüsch angekommen war, das ich schon kannte, und von wo man das Haus der alten Kupplerin wahrnehmen konnte. Hier machte ich zitternd Halt und fragte mich, ob ich denn eigentlich träume oder ob ich es wirklich war, der diese Flucht gewagt hatte. In den Zweigen hörte ich Vogelstimmen zwitschern und es kam mir vor, als ob ich die keifende Stimme meiner Tante Zulma hörte. Als ein Hase über das Moos huschte, fuhr ich erschrocken zusammen, denn ich glaubte die Pantoffeln des Onkel Joseph schlürfen zu hören. Endlich gegen $^{1}/_{2}$6 Uhr morgens entdeckte ich Marias roten Rock. Sie kam auf mich zu und sagte, wir müßten uns beeilen, das Haus der Alten zu erreichen, ehe Leute im Café wären, die uns sehen könnten. Dann drückte sie mir die beiden Louisd'ore in die Hand und setzte hinzu: „Es macht sich besser, wenn du der Béziat das Geld giebst, man könnte sonst meinen, daß ich es gestohlen hätte.“

Wie dieser Tag verlief, das, meine Freunde, werde ich Euch nicht näher schildern. Es sieht so aus, als ob es ein schlechter Streich von uns gewesen wäre, aber in Wirklichkeit war es das nicht.

Wie Maria und ich uns der Liebe hingaben, so unschuldig und dabei so ohne jede Scham, — so können sich nur Adam und Eva bei ihrer ersten Begegnung geliebt haben, mit dem ganzen Wissensdrang, der ganzen Begier und dabei der Unbeholfenheit zweier Menschen, die vorher noch nichts von der Liebe gewußt haben, und doch vor Verlangen nacheinander vergehen möchten.

15 Stunden lang lebten wir so, wie im Paradiese, in dieser ärmlichen, sonnendurchglühten Kammer, deren ganze Einrichtung aus einem Tisch und dem Bett bestand.

Es fing schon an zu dämmern, als die Alte an die Thür pochte und wir aus unserer Umarmung emporfuhren. Eilig kleideten wir uns an, noch ein letzter Kuß, und dann eilten wir beide auf getrennten Wegen nach Tonneins zurück.

Als ich die Schwelle des Hauses Cazemajon betrat, war ich auf alles gefaßt und sah gleichmütig jeder Strafe entgegen. Aber ich traf Onkel

und Tante in solcher Bestürzung über meine Flucht an, daß es ihnen Mühe zu kosten schien, mich nur zu fragen:

„Wo bist du denn gewesen, du kleiner Unglücksrabe? Schämst du dich nicht, uns einen ganzen Tag in solcher Angst zu lassen, wo bist du gewesen?"

Ich gab zur Antwort, ich hätte auf der anderen Seite des Flusses einen Spaziergang gemacht und mich dabei verirrt. Natürlich schenkte man meiner Aussage keinen Glauben und am nächsten Tage kam dann auch der wahre Sachverhalt ans Licht, man hatte Maria und mich auf dem Wege nach Marmande zusammen gesehen. Allerdings kam niemand auf den Gedanken, daß wir bei der Béziat ein Zimmer gemietet hatten, aber es wurde angenommen, daß wir uns zusammen in der Umgegend der Garonne herumgetrieben hätten.

Der Urteilsspruch über mich war bald gefällt. Onkel Joseph schrieb an meinen Vater, er wolle nicht weiter die Verantwortung für meine Streiche übernehmen und ich wurde nach Hause zurückgeschickt. Bald darauf steckte man mich ins Institut.

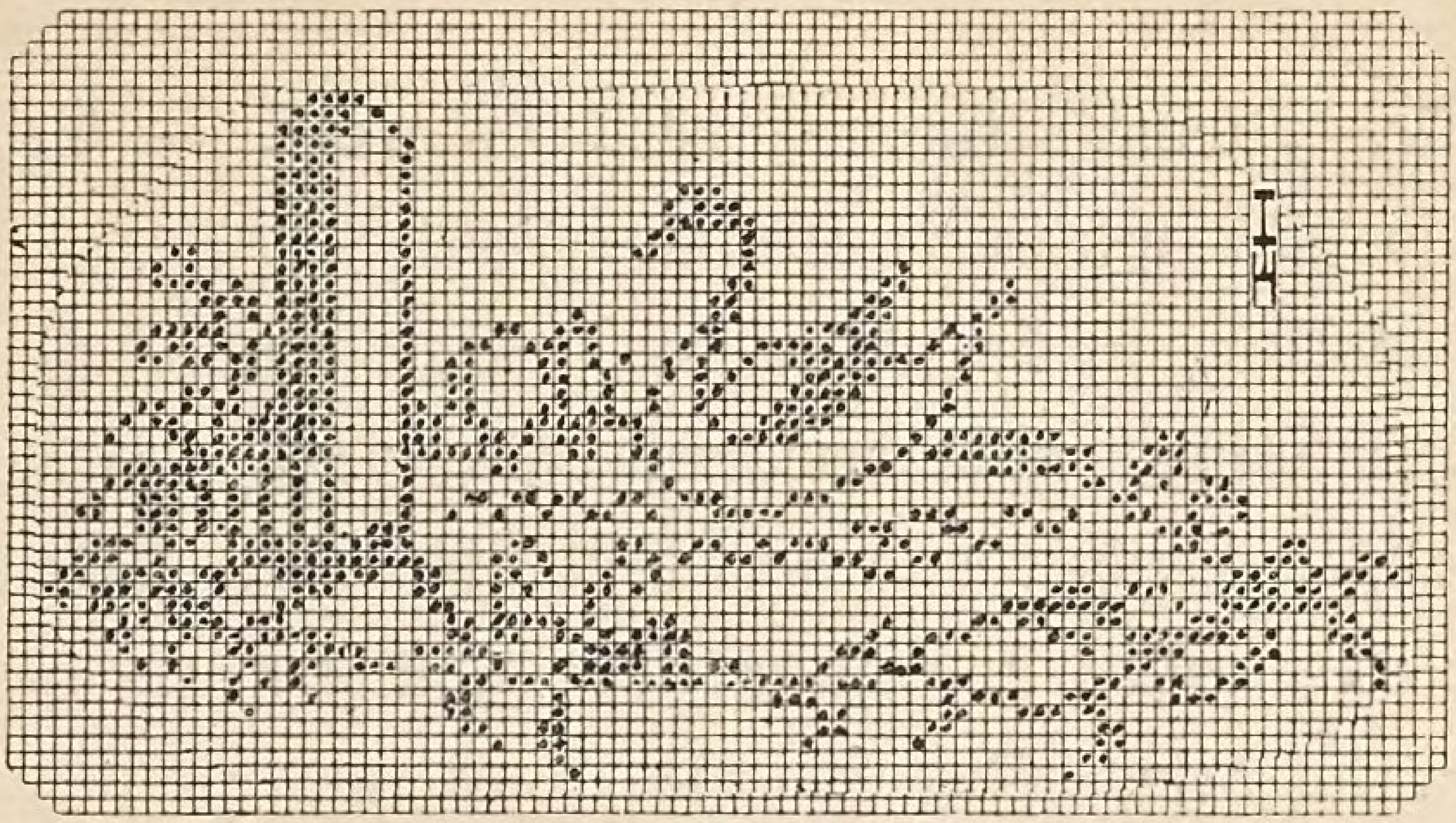
Nach Tonneins bin ich niemals wieder gekommen.

Der Erzähler schwieg. Einer von seinen Freunden fragte: „Und Maria?"

„Maria," antwortete Antan, „soll das Muster einer Fabrikarbeiterin, eine brave Hausfrau und gute Familienmutter geworden sein. Wenn sie noch jemals an unser Abenteuer denkt, das sie damals zwei Louisd'or kostete, wird sie sicher nicht auf den Gedanken kommen, daß es mich um die ganze Erbschaft der Cazemajons — 5000 Franks Renten — gebracht hat."

„Aber mich hat es darum nie gereut" — mit einem Seufzer fügte er hinzu: „im Gegenteil, ich würde noch weit mehr darum geben, wenn ich es noch einmal erleben könnte."

Der Sühnetermin



Der Sühnetermin

Mme. Asdeville an Mme. Dumonstier.

Ach, meine Liebste, was für Veränderungen, was für Umwälzungen sind seit einem Monat in meinem armen Leben vor sich gegangen! Was habe ich alles erlebt! In meinem Kopf ist noch alles wie durcheinander gerüttelt, und es giebt Augenblicke, wo ich nicht weiß, ob ich wache oder ob mich ein unsinniger Traum gefangen hält.

Wenn ich morgens in meinem Bett noch halb im Schlaf die Augen öffne, so denke ich: „Was, ich bin also geschieden, ich bin allein, ganz allein. Und wenn ich dann allmählich zu Besinnung komme, so fühle ich den Körper meines Mannes neben

mir. Meines Mannes, hörst Du wohl. — Es ist also alles wieder in Ordnung?

Nun, freilich ist es das. Gott weiß, daß ich diese Lösung nicht erwartet hätte. Sechs Wochen vollster Freiheit und jetzt mit einemmal stecke ich wieder mitten in meinen alten Pflichten als brave Gattin drin. Im Grunde ist es mir ganz recht, denn ich liebe meinen Paul doch recht sehr. Aber eigentlich war es ganz angenehm, aller Pflichten ledig zu sein, ich fing schon an, Geschmack daran zu finden, denn siehst Du, ich kenne ja mein ganzes Leben hindurch nichts wie Prinzipien und Verpflichtungen. Ich bin eine verheiratete Frau, folglich darf ich mich von keinem andern Manne küssen lassen. Ich bin geschieden oder Witwe, und ich kann thun was ich will, ich bin ganz frei.

Nun, die Zeit meiner Freiheit war recht kurz, aber ich muß mir wenigstens darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich sie nach Kräften ausgenutzt habe. Ich habe das Gerichtswesen studiert, ich habe diese Juristen kennen gelernt, stehend, sitzend, kurz in allen möglichen Stellungen. — Und dann auf einmal war es mit meinem Studium zu zu Ende. Stelle Dir vor, wie einem Blinden zu

Mute ist, dem man für einige Tage das Augenlicht wiedergegeben hatte, er kann wieder sehen, er betrachtet alles, er findet Freude an dem Anblick der Natur, und dann eines schönen Tages ist er wieder ebenso blind wie zuvor. — So war es mit mir. Jetzt sehe ich nicht mehr. — Nun, aber ich will mich wenigstens etwas damit zerstreuen, Dir von jener Zeit, wo mir die Augen aufgethan waren, zu erzählen.

Meine kleine Alice, Du weißt, daß ich eine anständige Frau bin. Ein bischen leichtherzig schon, aber Du weißt, dabei jene Anständigkeit, über die wir nun einmal nicht hinwegkönnen, die uns sagt: Nun ja, mit dem da — der wäre gar nicht so übel. Aber es läßt sich nicht machen, ich kann ja doch meinen Mann nicht hintergehen. Eigentlich ist es furchtbar dumm, bis zu diesem Grade anständig zu sein, man sieht doch so viele Frauen, die ihre Liebschaften haben und doch ganz gut mit ihrem Manne auskommen. Aber nun, es läßt sich nichts dabei machen, ich bin nun einmal so. Und schließlich gefiel Paul mir ja auch ganz gut, und er zeigte mir auf alle mögliche Weise, daß er mich gern hatte. Unser kleiner Haushalt

war doch wirklich ganz nett, nicht wahr? Und dann auf einmal kam der Krach, niemand anders wie meine Schwester Annette war schuld daran. Eine Schwester, die 15 Jahre älter ist wie man selbst und die mit einem jungen Ehepaar zusammenlebt, wiegt mindestens zwei Schwiegermütter auf. Sie ist nicht gerade bösartig, die arme Annette, aber zum Teufel auch, immer mit anzusehen, wie zwei Leute sich küssen, wenn man selbst niemals etwas anderes geküßt hat, wie seine Heiligenbilder — den ganzen Winter hindurch ganz allein, nur mit irgend einem Heiligen zu Bette zu gehen, während die jüngere Schwester sich an der Seite eines lebendigen Heiligen erwärmt, der einen hübschen Schnurrbart hat und zu lieben versteht — die arme Annette, es ist ganz natürlich, wenn so etwas schließlich den Charakter verbittert. Im ersten Jahre meiner Ehe ist sie wenigstens um 5 Jahre gealtert. Im zweiten sagte Paul gelegentlich zu mir:

„Deine Schwester fängt an, unerträglich zu werden, man muß sie unter die Haube bringen.“

Der Gedanke, Annette zu verheiraten, kam mir zuerst unglaublich komisch vor. Es giebt Leute, weißt Du, bei denen man das Gefühl hat, daß sie

förmlich ein Geschlecht für sich allein bilden, ein Geschlecht, das sich mit dem andern nicht verträgt. Als ich darüber nachdachte, was Paul sagte, schien es mir allerdings auch, daß es das beste sei. Und ich war ganz einverstanden.

„Ich habe schon eine Partie für sie," fuhr er mit finsterer Entschlossenheit fort: „Du sollst sehen, Annette ist fürchterlich, aber sie hat eine Mitgift, sogar eine recht ansehnliche. Laß mich nur machen."

Er teilte meiner Schwester seinen Plan mit. Sie hielt es zuerst für einen Scherz, aber als sie sah, daß es Ernst war, zeigte sie eine solche Gemütsbewegung, eine so freudige Verwirrung, daß selbst Paul ganz gerührt war. Am nächsten Tage brachte er den Heiratskandidaten mit zum Frühstück. Ich hatte mich auf einen lächerlichen, alten Graubart gefaßt gemacht, aber ich hatte mich getäuscht, ich erblickte statt dessen einen kräftigen, gewandten Mann, der ganz comme il faut gekleidet war. Es war ein Beamter des Bankhauses, dessen Administrator Paul ist.

„Er ist intelligent und ehrgeizig," sagte Paul zu mir, „er leidet unter seiner Armut und wird sicherlich anbeißen."

Und es schien wirklich, daß er recht hatte. 14 Tage lang machte er Annette täglich seinen Besuch. Annette strahlte, aber schöner wurde sie nicht dadurch, ich möchte beinahe sagen, es sah aus, als ob sie anfinge, Knospen zu treiben. Alles ging gut, die Verlobung sollte schon bekannt gemacht werden — aber — Kladderadatsch! — eines schönen Morgens kommt ein Brief von diesem Herrn, — und er hatte doch nicht angebissen.

„Zu große Verschiedenheit der Vermögensverhältnisse — der große Altersunterschied, der den Gedanken erwecken könnte, daß — würde immer mit Dankbarkeit an alle ihm erwiesene Güte denken —"

Kurz, er blies zum Rückzug.

„Wahrhaftig, er ist ein Dummkopf," erklärte Paul, „ich werde ihn herauswerfen."

Das that er denn auch. Aber willst Du mir glauben, daß meine Schwester Paul für dieses Mißgeschick verantwortlich machte? Sie beschuldigte ihn, die ganze Sache insceniert zu haben, um sie lächerlich zu machen. Sie liebte ihn schon früher nicht besonders und jetzt begann sie ihn direkt zu hassen. Sie hatte mir schon immer gesagt, ich solle ihm nicht trauen, er hinterginge mich sicherlich, indem

er unter dem Vorwande von Geschäftssitzungen sich in den Boudoirs der Schauspielerinnen herumtreibe. Ich zuckte die Achseln und lachte, ich hatte volles Zutrauen zu ihm. Weißt Du, was sie nun that? Sie wandt sich an ein Auskunftsbureau und ließ Paul beobachten, es wurde festgestellt, daß er jeden Abend eine Stunde in einem Entresol der Rue Bassano zubrachte. Annette wußte mir mit dieser Entdeckung den Kopf so heiß zu machen, daß ich schließlich meinem Mann eine Falle stellte, und er ging auch richtig hinein. Ich bekam zwei Briefe in die Hand, wie sie kompromittierender nicht sein konnten. Nun, ich in meiner Dummheit hätte ihm vielleicht noch verziehen, aber meine Schwester ließ es nicht zu. Sie brachte uns endgültig auseinander, und ich klagte auf Scheidung.

Ich dachte mir anfangs, sich scheiden zu lassen, sei ebenso einfach, wie eine Loge für die Oper zu bestellen. Ach, Liebste, laß Dich einmal scheiden, hörst Du. Du machst Dir gar keinen Begriff davon, was man alles erfunden hat, um die Leute davon zurückzuschrecken. Da braucht man einen Vertreter, einen Anwalt, dann giebt es noch die Richter und den Präsidenten, kurz einen ganzen

Haufen von Leuten, welche die ganze Lebensgeschichte wissen wollen, Korrespondenzen verlangen ꝛc. Was die Sache noch verwickelter machte, war, daß mein Mann aus Bosheit nun auch seinerseits Klage stellte. Annette hatte in ihrer Angst, daß wir uns wieder vertragen könnten, mich dazu bewogen, das Haus meines Gatten zu verlassen, und wir quartierten uns in der Rue Varenne, in einer Art Heim für alleinstehende Damen ein, das unter frommer Leitung stand. In diesem Hause wurde von morgens bis abends nicht ein einziges Mal gelacht, es herrschte eine dumpfe Atmosphäre von Langerweile, Stumpfsinn und Pose. Aber nun, es war höchst korrekt, hier zu wohnen, was willst Du mehr? Geschiedene Frauen aus der ersten Gesellschaft wurden als besondere Spezialität kultiviert. Zu meiner Zeit waren wir deren nicht weniger wie sechs, vier junge und zwei alte, und Du hättest nur einmal hören sollen, wie wir gemeinschaftlich über die Männer herzogen. — Annette machte es am ärgsten. Sicherlich, Liebste, wenn man ein junges Mädchen auf acht Tage in dieses Haus steckte, es würde für sein ganzes Leben die Ehe abschwören. — Die beiden Alten wollten sich übrigens wieder verheiraten, und

hatten schon ihre Zukünftigen in Aussicht genommen.

Die Oberin bezeichnete uns die Rechtsanwälte, an die wir uns wenden sollten, und die in festen Beziehungen zu dem Asyl standen, — beinahe wie Hausgeistliche. Und ebenso wie unser Kaplan ein sehr fashionabler Priester von Saint-Sulpice war, so versichere ich Dir, daß wir über die Blüte der Juristenwelt verfügten. Der Verteidiger, Monsieur Cartelier, war ein blonder Riese mit echt gallischem Schnurrbart, ich weiß, Alice, Du schwärmst für diesen Typus (denkst Du noch an den Frater Eugenius, in den ich so vernarrt war). Und der Anwalt — nein, da mußt Du raten? — Darthenay, mein Darthenay — unser Darthenay, wenn Du lieber so willst, denn damals in Etretat machte er ja auch Dir die Cour. Als ich in sein Bureau trat, wurde er ganz wild: „Was — Sie — Blanche!“ (In der letzten Zeit in Etretat, nachdem Du schon fort warst, hatte er die schlechte Angewohnheit angenommen, mich Blanche zu nennen.) Er ergriff meine beiden Hände und küßte sie, natürlich war ich auch etwas erregt, aber trotzdem bewahrte ich eine kühle, würdige Haltung.

„Mein Herr, ich bin durchaus nicht zum Flirten aufgelegt. Ich komme in einer ernsten Angelegenheit zu Ihnen, die Mutter Eucharis hat mich hierher gewiesen."

Darthenay schnellte in die Höhe: „Die Mutter Eucharis, aber dann — Sie wollen sich scheiden lassen?"

„Allerdings."

Niemals hat ein harmloses Adverb einen Juristen derart in Erstaunen gesetzt. Ehe ich daran denken konnte, mich zu verteidigen, ergriff mein Darthenay (nein, unser Darthenay, ich will nicht egoistisch sein), wieder meine Hände, dann faßte er mich um die Taille und bedeckte mich mit Küssen, indem er flüsterte:

„Geschieden — o Blanche, geliebte Blanche, das ist ja herrlich. Wie bin ich froh. Sie wissen ja, daß ich Sie immer angebetet habe."

Er gab sich alle Mühe, mich davon zu überzeugen, und auf mich — nun bei meiner Witwenschaft, die jetzt schon einige Zeit gedauert hatte — machten seine Liebeserklärungen mehr Eindruck wie damals in Etretat. Einen Augenblick war ich ganz verwirrt und verfiel dann auf jene großartige Ab-

wehr, der ich mich sonst immer in ähnlichen Fällen bedient habe: „Henri, Henri, ich will Paul nicht hintergehen. Denken Sie daran, daß ich einem anderen angehöre.“

Aber er antwortete mit bewundernswürdiger Redegewandtheit: „Wie? Paul nicht hintergehen? Es giebt ja keinen Paul mehr, an den Sie gebunden sind. — Sie sind nicht mehr seine Frau.“ Ach, Donnerwetter, auf diesen Einwand hatte ich nicht gerechnet. Aber die Logik, die ihm zu Grunde lag, war zu überzeugend. „Nun, schließlich ist es ja auch wahr, ich bin nicht mehr verheiratet, ich habe keine Verpflichtungen mehr.“

Womit sollte ich mich denn aber jetzt verteidigen?

Ich dachte nach — ach, dieses Nachdenken, — während ich mich damit beschäftigte, bewies er mir — —. Als er mit seinem Beweis zu Ende war, war ich ganz konfus, ich hatte noch immer keine Entgegnung gefunden, und fing an zu weinen. Darthenay benahm sich sehr taktvoll, er begann mich so zärtlich und so liebevoll zu trösten, daß es mir mit einemmal klar wurde, — das war der rechte Gatte für mich. Ich habe es nie

verstanden, meine Empfindungen zu verbergen, und so sagte ich:

„Henri, Sie müssen mich heiraten.“

Er schien nicht sonderlich erstaunt.

„Ganz gewiß,“ entgegnete er, „Sie sind gerade die Frau, die ein intelligenter und feuriger Mann sich erträumt (nun, mir scheint, er hat eine ganz gute Meinung von sich selbst). Sie sind jung, schön, elegant. Sie sind heißblütig —“

Ich schlug die Augen nieder: „Also, wenn ich geschieden bin?“ fragte ich.

„Gewiß — aber. —“

„Kann es hier ein „aber“ geben?“

„Ich bin verheiratet.“

Nun, ich sage Dir, das gab mir einen Stoß. Alles andere hätte ich eher erwartet, wie das.

„Mein Herr, dann haben Sie sehr schlecht an mir gehandelt. Mit der Ehre einer Frau spielt man nicht auf diese Weise. Nachdem Sie mir noch in Entretal versichert hatten, daß Sie mich liebten, haben Sie nichts Eiligeres zu thun gewußt, wie sich zu verheiraten. Sie haben mich nie wirklich geliebt!“

Ich war ganz traurig. Darthenay malte mir

aus, wie verzweifelt er damals über meine Zurückweisung gewesen sei, — „ich sah, daß ich es mit einer charakterfesten Frau zu thun hatte, — daß gar keine Aussicht vorhanden war — und da suchte ich zu vergessen."

„Nun gut," sagte ich, „so lassen Sie sich auch scheiden, dann können wir uns heiraten."

„Das ist eine gute Idee," sagte er, „die werde ich festhalten. Aber nun wollen wir zuerst an Ihre Scheidung denken, damit die Sache nicht zu verwickelt wird." Ein Monat wird dazu hinreichen. Wann werde ich Sie wiedersehen?"

Ich that, als ob ich ihn nicht verstände.

„[illegible] können sich ja mit meinem Vertreter bereden."

„Ihr Vertreter ist mir ganz gleichgültig. Aber Sie, Blanche, meine geliebte Klientin, wann werde ich Sie wiedersehen?"

Er brachte mich wirklich dazu, ihm ein Rendezvous zu versprechen, gegen die feierliche Versicherung, daß er sich ordentlich dabei benehmen würde.

Aber als er mich an die Thür begleitete, fragte er:

„A Propos, wer ist denn Ihr Vertreter?“

„Herr — — warten Sie, ich will nachsehen, die Mutter Eucharis hat mir seine Adresse gegeben — Herr Cartelier.“

Das schien ihm nicht recht zu sein.

„Cartelier, immer dieser Cartelier. Ich kann der Mutter Eucharis sagen, was ich will, sie hört nicht darauf. Darf ich Ihnen einen Rat geben? Gehen Sie nicht zu Cartelier.“

„Warum denn nicht?“

„Er ist kein passender Vertreter für eine hübsche junge Frau, wie Sie. Er hat einen sehr schlechten Ruf.“

„Inwiefern?“

„Er kompromittiert seine Klientinnen?“

„Nun, und was thun denn Sie?“

„Ich thue das niemals, und außerdem bin ich ein Mann, der Zartgefühl besitzt, während Cartelier ein brutaler Kerl ist.“

Er drückte mich noch einmal an sich, um mir sein Zartgefühl zu beweisen. Während ich die Treppe hinabstieg, wiederholte er noch einmal:

„Gehen Sie nicht hin, er ist brutal.“

Was hättest Du an meiner Stelle gethan, Alice? Nicht wahr, Du wärest geraden Wegs zu Cartelier gegangen, um Dir selbst zu beweisen, daß eine anständige Frau die Brutalität der Männer nicht zu fürchten braucht? Nun, aber ich besaß wirklich so viel Charakterstärke, daß ich erst in mein Kloster zurückkehrte und die Entscheidung auf morgen verschob. Ich befragte die Mutter Eucharis noch einmal und die ehrwürdige Dame gab mir die wiederholte Versicherung, daß Monsieur Cartelier der „hellste" Vertreter von ganz Paris sei. Da sie es mir zwei- bis dreimal beteuerte, so entschloß ich mich, dem Rat Darthenays nicht zu folgen und doch zu Cartelier zu gehen.

Sowie ich ihm gegenüberstand, begriff ich vollkommen, daß er mit Recht den Ruf genoß, ein homme à femmes zu sein. Wahrhaftig, der schönste Typus des blonden Galliers! Eine zweite, verbesserte Auflage vom Frater Eugenius. Und diese Augen! wie zwei undurchsichtige blaue Steine, in die man hineinschaut, ohne daß man darin zu lesen vermöchte. Es ist ein Jammer, wenn ein solcher Mann Jurist wird. Er hätte Schauspieler oder Künstler werden müssen. Ich habe ihm das

auch gesagt, nicht gleich, aber später einmal. Laß mich Dir nur erzählen.

Anfangs geschah nichts von dem, was ich befürchtet hätte. Cartelier benahm sich äußerst schicklich, sogar beinahe gleichgültig. Der sollte brutal sein! Nun, allerdings — wenigstens nicht gerade liebenswürdig. Aber „hell" ist er entschieden. In einer Viertelstunde hatte er den ganzen Sachverhalt begriffen und faßte das, was ich ihm gesagt, noch einmal im Telegrammstil zusammen: „Der Mann etwas lockerer Vogel — aber zu Hause immer liebenswürdig — intrigante Schwester — hat Sie dazu veranlaßt. — Sie selbst erst nicht besonders auf Scheidung versessen — jetzt entschlossen bis zum äußersten vorzugehen, — stimmt das?"

Nun, freilich stimmte es. Mir blieb nichts mehr, wie mich zurückzuziehen.

Warum soll ich es ableugnen? ich war etwas enttäuscht. Nicht wahr, es ist ärgerlich — wenn man sich so mit Mut gewaffnet hat, und schließlich war überhaupt gar keine Gefahr vorhanden. Sollte Darthenay mich belogen haben? Wirklich, ich war nicht darauf ausgegangen, auf meinen Vertreter Eindruck zu machen, aber man fühlt sich doch

etwas verletzt, wenn man Leuten, die einem sympathisch sind, nicht gefällt. Diese kleine Niederlage, die meine Eitelkeit erlitten hatte, verstimmte mich, und ich kam sehr schlecht gelaunt zum Rendezvous mit Darthenay. Ich behandelte den armen Jungen einfach abscheulich, natürlich begriff er nicht warum und war ganz niedergeschlagen.

Wieder im Kloster angelangt, brachte ich das Gespräch mit meinen Schicksalsschwestern ganz vorsichtig auf das Thema Cartelier. Alle sprachen sich begeistert über seine geschäftlichen Fähigkeiten aus und wiederholten im Chor den Ausspruch der Mutter Eucharis: „er ist sehr hell, außerordentlich hell.“ Aber als ich dann die Frage sondierte, wie er wohl als Mensch sein möchte, merkte ich, daß eine nach der andern errötete und auszuweichen versuchte.

„Aha,“ dachte ich, „sollte dieser Tölpel sich gegen alle andern respektlos benommen haben — nur gegen mich nicht.“ Eine gewisse kleine Mme. de Saint-Mandé, die sich auf Grund irgend einer lächerlichen Schlafzimmergeschichte scheiden ließ, bestätigte meine Vermutung. Ich nahm sie beiseite und beklagte mich über Cartelier, als ob er sich

mir gegenüber höchst unpassend benommen habe. Und dieses Schaf gestand mir errötend ein, daß eben derselbe Cartelier mit ihr einfach brutal umgegangen sei. — Das konnte ich doch nicht so hingehen lassen — nicht wahr? Unter irgend einem Vorwande suchte ich ihn zum zweitenmal auf, ich mußte dieses Rätsel ergründen.

Du kannst Dir denken, welche Überwindung es mich kostete, liebenswürdig gegen diesen blonden Riesen zu sein, den ich schon zu hassen begann. Während ich mich über seine Schulter beugte, um in die Akten zu blicken, kam ich mit seinem Schnurrbart in Berührung, nur einen Moment, einen ganz kurzen Moment. Aber das genügte, um ihn aus seiner Thatenlosigkeit aufzurütteln. — Ach, Liebste, das war ein abscheuliches Abenteuer, wie täuscht man sich, wenn man damit rechnet, als anständige Frau sich selbst gegen die Brutalität der Männer schützen zu können. Ja, er ist brutal, dieser Cartelier — brutal, — brutal! Mit stolzer Würde schleuderte ich ihm dieses Wort ins Gesicht, als ich einige Minuten später sein Bureau verließ. — Willst Du mir glauben, daß er ganz ruhig wieder in seinen Akten zu blättern begann?

Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, daß ich ihn von jetzt an nur noch aufsuchte, wenn es absolut notwendig war. Im Grunde war ich mit mir selbst recht unzufrieden. Ich empfand nicht gerade Reue, verstehst Du. Im Prinzip bin ich nicht mehr verheiratet, sagte ich mir, ich habe keine Verpflichtungen mehr und folglich kann ich auch nichts Unrechtes thun. Nun, natürlich, sobald Darthenay mein Mann ist, werde ich ihm treu sein, aber bis dahin bin ich frei. — Siehst Du, man braucht eben nur nach festen Prinzipien zu handeln, um immer auf dem geraden Wege zu bleiben.

Nun hatte ich noch einen Schritt zu thun, nämlich den Präsidenten aufzusuchen. Durch meine Erfahrungen etwas mißtrauisch geworden, befragte ich erst die kleine Madame Saint-Mandé, deren Angelegenheit um acht Tage weiter vorgerückt war, wie die meine. „O," sagte sie, „der ist nicht weiter gefährlich. Er ist nicht mehr ganz jung, sehr zuvorkommend und galant, aber ganz nach der Art alter Herren. Nehmen Sie seine Galanterien ruhig entgegen. Und vor allem seien Sie liebenswürdig gegen ihn, denn er könnte sonst Ihre Scheidung vereiteln."

Die Scheidung vereiteln! vierzehn Tage früher wäre mir das ziemlich egal gewesen, ausgenommen Annette gegenüber. Aber jetzt, — nachdem Darthenay, nachdem jener Brutale — jetzt schien mir jede Aussöhnung unmöglich und unmoralisch.

Ich war also sehr liebenswürdig gegen meinen Präsidenten, Monsieur de la Condraic. Es war ein kleiner, untersetzter, aber dabei nicht allzustarker Mann, das Gesicht etwas rot mit starkem, braunem Backenbart. Im Laufe der Unterhaltung schien er sehr geneigt, alle möglichen unglaublichen Unschicklichkeiten über die Beziehungen zwischen Mann und Frau vorzubringen. Ich versuchte ihn wieder auf meine Angelegenheit zu bringen, indem ich sagte: „Jeden Abend also, Herr Präsident, ging mein Mann in die Rue Bassano zu jener Henriette de Conti —"

Hier unterbrach er mich: „Jeden Abend? Jeden Abend! Ein bewundernswerter Mann, wirklich großartig, dieser Paul! Und trotz alledem mit seiner kleinen Frau — immer liebenswürdig — das ist großartig — einfach großartig!"

Dabei hüpfte er herum, küßte mir die Hand, faßte mich am Kinn und lächelte mir halb väterlich,

halb schelmisch zu. Ich fand ihn unausstehlich, aber trotzdem wagte ich nicht ihn spazieren zu schicken, denn ich dachte an das, was mir die kleine Saint-Mandé gesagt hatte: er könne die Scheidung vereiteln.

Nachdem wir uns $^3/_4$ Stunden in diesem Stil unterhalten hatten, setzte er sich endlich: „Kommen Sie her zu mir, mein Kind."

Ich gehorchte, er faßte meine beiden Hände und begann eine kleine Rede im freundschaftlichsten Ton. Dabei kitzelte er mir die Handflächen und suchte mit seinen Knieen die meinen zu berühren.

„Mein liebes Kind, — sehen Sie, die Scheidung ist eine ernste Sache. Eine alleinstehende Frau ohne Beschützer — (hier ließ er seine Finger in meinen Ärmel gleiten). — Und wegen einer so kleinen Sünde — Sie werden mir nicht weiß machen, daß Sie Ihren Mann nicht mehr lieben (er küßte mich auf den Arm), weil er einige Abende in der Rue Bassano zugebracht hat. Denken Sie daran, wie viele glückliche Tage Sie doch auch wieder mit ihm zugebracht haben. Denken Sie an die erste Zeit Ihrer Ehe (er legte mir den Arm um die Taille), — denken Sie an die Hochzeitsreise, —

haha, an die Hochzeitsreise, — nun, was halten Sie davon?"

Wie dumm! Die Erinnerungen, die er da vor mir heraufbeschwor, bewegten mich so, daß ich gar nicht darauf achtete, was er mit mir that, und nur noch an Paul dachte — den armen Paul. Wirklich, er war immer so gut gegen mich gewesen, immer lustig, immer unterhaltend, freigebig — liebevoll. In den letzten sieben Wochen hatte ich seine Abwesenheit oft recht bitter empfunden.

Die einschmeichelnden Worte des Präsidenten ließen mir den Gedanken, Paul wieder anzugehören, in einem ganz neuen Licht erscheinen, es war mir, als ob ich die Flitterwochen mit ihm noch einmal wieder durchleben sollte — und ganz in solche Gedanken versunken, wurde ich weich — hingebend. —

„Mein Herr!" Ich sprang auf, ich war plötzlich wieder munter geworden und war wütend. Was glaubst Du, Liebste, daß dieser galante Präsident sich erlaubte, während ich mich ganz in meine Träume verloren hatte? Nun, wenn das die Herren vom Gericht wüßten! Monsieur de la Condraic erntete dafür die schönste Ohrfeige, die

wohl jemals auf der Wange eines Präsidenten gebrannt hat.

Aber er wurde durchaus nicht böse, er fing meine Hand auf und küßte sie.

„Nur gut, daß ich nicht in Amtstracht bin,“ sagte er lächelnd, „das könnte Ihnen sonst fünf Jahre Gefängnis einbringen, mein reizendes Frauchen.“

Dann trennten wir uns, aber ohne gegenseitige Erbitterung. Ich glaube, daß der galante alte Herr sich von diesen kleinen Liebkosungen vollständig befriedigt fühlte, und ich konnte ihm nicht zürnen, weil er so nett von Paul zu mir gesprochen hatte. Er hatte mir gerade das gesagt, was ich mir selbst nicht einzugestehen wagte. In der Rue Varenne traf ich Annette, die mir schon auflauerte. Sie fühlte sich ganz in ihrem Elemente, seit sie unter all diesen Frauen lebte, die fortwährend über die Männer herfallen.

„Nun,“ sagte sie: „geht alles gut?“ Aber diesmal sagte ich ihr gehörig Bescheid.

„Laß mich in Ruh. Du willst mich nur immer wieder gegen Paul aufhetzen. Du allein bist schuld an unserer Trennung. Ich bitte Dich,

sprich nicht mehr schlecht von meinem Mann, es bringt mich zur Verzweiflung, das immer mit anzuhören."

„Gut," antwortete sie. Ich habe sie schon oft um diesen scharfen Ton beneidet, den nur alte Jungfern haben können, und der wie ein vergifteter Pfeil ins Herz dringt, — „gut, so geh doch wieder zu ihm, du weißt ja, wo er zu finden ist, Rue Bassano 53. Dann kannst du gleich mit Mlle. Henriette de Conti eine Tasse Thee trinken ganz im Familienkreise."

Henrietti de Conti! Ja, Annette hatte recht. Die Existenz dieses schrecklichen Weibes war nicht hinwegzuleugnen (sie ist sehr hübsch, ich habe ihr Bild gesehen), und ohne Zweifel genoß Paul jetzt seine Freiheit, um immer bei ihr zu sein.

„Du hast recht," antwortete ich meiner Schwester, „ich will mich scheiden lassen."

Dann ging ich auf mein Zimmer und weinte. Aber wenn ich mir auch noch soviel Mühe gab, auf Paul böse zu sein, ich konnte meine einstige Entrüstung nicht wiederfinden. Mein Gewissen sagte mir: du hast nicht mehr das Recht, die Gekränkte zu spielen.

Schließlich sind wir jetzt quitt miteinander. Paul und ich. Ja, wir sind wirklich quitt. Es kam mir sogar vor, als ob ich schon etwas vor ihm voraus hätte.

Drei Tage später wurde ich zum Sühnetermin geladen. Ich bestieg mit Annette den Wagen, der uns zum Justizpalais bringen sollte, über unzählige Treppen und Korridore gelangten wir ins Wartezimmer. Ich versichere Dich, meine Alice, mir klopfte das Herz zum Zerspringen, nicht aus Furcht, ob das Urteil für oder gegen mich entscheiden würde — es war mir überhaupt ganz gleich, ob ein Urteil gefällt wurde oder nicht — sondern weil ich ihn wiedersehen sollte, ihn, Paul, der jetzt gleich erscheinen mußte. Das Wartezimmer wimmelte von Leuten, die dem Volke oder dem kleinen Bürgerstande angehörten. Die Männer waren meist allein gekommen und saßen mit eingeschüchterter Miene traurig in den Ecken herum, die Frauen dagegen erschienen in Begleitung einer Mutter, Verwandten oder älteren Freundin (wahrscheinlich war das ihre Annette!). Ich suchte Paul zu entdecken, aber er war noch nicht da. Plötzlich gab Annette mir einen Rippen-

stoß: „Sieh, da ist er, der Elende! Halte dich würdig.“

Ach, und ich hielt mich sehr würdig, aber trotzdem betrachtete ich ihn, „den Elenden“.

Ach, meine Liebe, er sah so gut aus, etwas magerer geworden, aber noch ebenso elegant, so gewandt und verführerisch, mit Veilchen im Knopfloch, mit glänzendem Cylinder und höchst moderner Kravatte. Die andern Männer sahen alle aus, als ob sie dazu da wären, ihm die Kleider zu bürsten, die Schuhe zu wichsen und ihm den Wagenschlag zu öffnen.

Ich dachte an Darthenay, an den blonden Riesen, an den Präsidenten de la Condraic — und ich sagte mir: „mein Mann ist doch viel schöner, wie sie alle.“

Schon dachte ich wieder: „mein Mann!“

Währenddem nahm Annette mich ins Gebet: „Du mußt dich jetzt zusammennehmen und fest bleiben. Man wird also noch einen Versuch machen, Euch wieder zu versöhnen, Euch einander in die Arme zu werfen. Wenn du fühlst, daß du schwach wirst, so denke an Henriette de Conti. — Nun, wonach siehst du so?“

Ich sah Paul an. Er blinzelte mir zu. Ach, wie gut verstand ich, was sein Blick mir sagen wollte. Es war weit mehr der Blick eines Liebhabers wie der des Gatten, und er sagte mir: „Meine süße Blanche, magst du deine Freiheit ausgenutzt haben soviel du willst, magst du mich jetzt auch noch vor das Gericht citieren, ich habe dich doch lieb, ich will doch immer nur dich.“

Und meine Augen telegraphierten ihm zur Antwort:

„Mein lieber Mann, ich möchte dich am liebsten umarmen, aber ich darf nicht, denn Annette ist da.“

Und schon nahte sie sich, faßte mich am Arm, und brach unsere Unterhaltung ab, indem sie mich zwang, Paul den Rücken zu drehen.

Jetzt rief ein Gerichtsdiener: Ardeville gegen Ardeville!

„Mut,“ soufflierte mir meine Schwester, „denke an Henriette de Conti! Henriette de Conti! Henriette de Conti!“

Bis an die Thür des Zimmers verfolgte sie mich mit diesem Wort. Nach mir traten mein Mann und der Gerichtsdiener ein.

„Sie können sich setzen," sagte letzterer, „der Herr Präsident und sein Kanzlist werden gleich kommen." Dann ging er und ließ uns allein. Paul setzte sich, ich trat ans Fenster und sah in den Hof hinab. Ich hatte meine Haltung vollständig wieder gewonnen. Krampfhaft wiederholte ich mir: Henriette de Conti, und das reizte mich so sehr, daß ich Lust hatte, diesen schönen, wohlgekleideten Herrn mit Cylinder und Veilchenstrauß, der da hinter mir saß, zu ohrfeigen.

Plötzlich hörte ich, daß er aufstand. Seine Stiefeln krachten auf dem Fußboden, der Veilchenduft kam näher.

Ach, war ich dumm! Ich wagte nicht mich umzuwenden, nicht einmal mich zu rühren, ich fühlte, daß ich ohnmächtig werden und hinsinken würde — und dann sank ich wirklich — Paul in die Arme.

Ach, sage mir nur, was Du willst, sage mir, daß ich mich unwürdig benommen habe, daß ich feige war. Ich hätte Dich einmal an meiner Stelle sehen mögen.

O, es ist so schön, aus all zu großer Liebe feige zu sein. — Und dann, es war so lange her.

„Nun, ich sehe schon, daß die Sache sich macht," ließ sich eine mir bekannte Stimme vernehmen.

Es war der Präsident de la Condraic, der in Begleitung seines Kanzlisten eingetreten war. Er fand uns nebeneinander auf der Bank sitzend, in sehr passender Stellung — Paul hielt nur meine Hand gefaßt. Trotzdem wurden wir beide verlegen und sagten kein Wort.

„Sehen Sie, mein lieber Herr," begann er, indem er sich an Paul wandte, „das beste, um zwei Ehegatten wieder zu versöhnen, ist immer sie fünf Minuten allein zu lassen. Die Liebe gleicht alles wieder aus. Ich habe schon lange Lust, ein allegorisches Gemälde in diesem Sinne hier im Zimmer anbringen zu lassen."

Der gute Präsident. Er war so zartfühlend, uns durch eine andere Thüre hinauszulassen. Er wußte, daß ein ausgesöhntes Ehepaar sonst zuweilen von thörichten Leuten belächelt wird. Was Paul und mich jetzt am meisten beschäftigte, war der Gedanke, wie wir Annette entwischen sollten. So schnell wie möglich verließen wir das Palais. Dann sprangen wir wie ein heimliches Liebespaar in den ersten Fiaker, den wir finden konnten und

riefen dem Kutscher zu, möglichst schnell zu fahren. Schnell zu Paul, schnell nach Hause!

Ei, das ging ja brillant, wirst Du sagen, kleine Alice — aber Annette? — aber Darthenay? — aber Cartelier?

Annette habe ich nicht wieder gesehen. Sie hat nicht einmal auf meinen Brief geantwortet, in dem ich mich zu rechtfertigen versuchte. Dieser Bruch thut mir leid, aber ich tröste mich damit, daß meine Schwester nun endlich ihren Lebensberuf gefunden hat. Sie ist in dem Kloster Rue Varenne geblieben und man hat mir erzählt, daß sie es als Beruf betreibt, die Frauen, welche sich scheiden lassen wollen, in ihrem Entschluß zu bestärken, wenn sie wieder schwankend werden.

Darthenay und Cartelier? nun, wahrhaftig, ich konnte es nicht vermeiden, sie wieder zu sehen. Ich fand es doch nicht passend, daß Paul hinginge, um die Sache mit dem Honorar in Ordnung zu bringen. Willst Du mir glauben, daß es allen beiden eingefallen ist, mich wie eine kleine Frau zu behandeln, die sich alles bieten läßt? Aber die Lust ist ihnen bald vergangen, das kann ich Dir versichern, — sowohl dem Zartfühlenden, wie dem

Brutalen. Wirklich, diese Leute, die sich doch ausschließlich mit Recht und Gesetz beschäftigen, müssen ja des moralischen Gefühls beraubt sein, da sie nicht einmal begreifen können, daß eine verheiratete Frau ein geheiligtes Wesen ist, das vom Kopf bis zu den Füßen einzig und allein ihrem Manne angehört.

Aber Gott sei Dank, ich besitze diesen Sinn für Moral. Ich habe meine Pflichten als Gattin ohne Mühe wieder aufgenommen und erfülle sie sogar mit Freude. Paul ist verliebt in mich wie zur Zeit unserer Hochzeitsreise, und das hat es mir so angethan, daß ich nahe daran war, ihm schon am ersten Tage alles zu erzählen, was ich während des „Interregnums" erlebt hatte!

Aber ich habe schließlich doch lieber den Mund gehalten. Glaubst Du nicht auch, daß das besser ist?

Morgenpost

Morgenpost

Elf Uhr morgens. Kleine Wohnung in der Rue Rembrandt. Mme. d'Arteny, starke Brünette von 30 Jahren, sitzt in ihrem Toilettezimmer vor dem Schreibtisch und beschreibt einen graublauen Briefbogen, indem sie sich bestrebt, ihre Schriftzüge möglichst in die Länge zu ziehen, um ihnen ein aristokratisches Gepräge zu geben.

Und dann müssen Sie mir nicht böse sein, daß mir seit jenem Spaziergang so traurig und unruhig zu Mut ist. Verstehen Sie mich recht, mein Freund. Es war ja so süß, an Ihrem Arm, so ganz in Ihrer Nähe durch die Alleen des entlegenen Parks zu wandern, wo wir ganz sicher waren, keinem bekannten Gesichte zu begegnen und uns dem Wahne hingeben konnten, daß es unser

gutes Recht sei, so beisammen zu sein. Ach, und die Worte, die Sie mir dort sagten — Sie wissen ja so verführerisch zu reden — Ihre zärtlichen Worte berauschten mich, und alles das brachte mich dahin, einen Augenblick lang meine Pflichten zu vergessen, es ist sogar möglich, daß meinen Lippen Worte entschlüpft sind, die fast wie ein Versprechen klangen. O, und dieses Versprechen war so phantastisch — ich bitte Sie flehentlich es mir zurück zu geben, wenn Sie wirkliche Liebe für mich fühlen, — Sie haben es mir ja gesagt und ich glaube auch, daß es wahr ist — so mißbrauchen Sie jene Worte nicht, die mir in meinem Rausch entflohen sind. Wenn Sie mich heute sehen könnten, gewiß, Sie würden Mitleid mit Ihrer armen Freundin haben.

Sehen Sie, wie ich nach Hause kam, da traten mir jene Pflichten wieder entgegen, die ich während unseres kurzen Ausfluges nach Montsowis — ach viel zu sehr — aus den Augen verloren hatte. Mein Mann erwartete mich — niemals, mein Freund, werde ich mich mit dem Gedanken abfinden, mit seinem edlen Herzen Mißbrauch zu treiben — und er erzählte mir von seinem Plan, vom Juni an eine Villa an der normannischen

Küste zu mieten, damit ich mit den Kindern Paris schon möglichst früh verlassen könnte. Und er, der arme, teure Mann wird ganz allein hier zurückbleiben, da seine Geschäfte ihn unerbittlich festhalten. Den ganzen Sommer hindurch wird er nun wieder zu diesem, ihm so verhaßten Junggesellenleben gezwungen sein!

Und dann kam Reni aus der Schule und zeigte mir voller Stolz sein gutes Zeugnis, er küßte mich, (ach, wie bei diesem Kusse die Gewissensbisse in mir erwachten), gerade auf dieselbe Stelle, wo ich mich gestern im Wagen plötzlich, ohne daß ich vorher etwas geahnt hätte, von Ihren Lippen berührt fühlte. Und die Gouvernante brachte mir meine kleine Tochter Valentine, die mich immer noch durch ihr überzartes Aussehen beunruhigt — aber es ist so entzückend ihrem Geplauder zuzuhören, wenn sie ihr Englisch und Französisch bunt durcheinander schwätzt.

Mein ganzes, bisheriges Leben zog an mir vorüber, mein Leben als treue Gattin meines Mannes und als liebevolle Mutter meiner Kinder. Ach, und ich muß Ihnen beichten, wie schlecht ich in jenem Augenblicke an Ihnen gehandelt habe.

Ich stürzte in mein Zimmer und schloß mich ein, mit Thränen in den Augen schrieb ich dann ein Billet an Sie, in dem ich Ihnen sagte: „Maxime, wir dürfen uns niemals wiedersehen. Ich fühle es, ich liebe Sie viel zu sehr. Wenn ich noch länger an Sie denke, wenn ich Sie wiedersehen sollte, — ich würde nicht die Kraft finden, noch lange das zu bleiben, was ich jetzt bin, was ich sein will und sein muß. Leben Sie wohl. Hassen Sie mich nicht, das würde mir zu wehe thun. Aber ich bin nicht imstande, Sie glücklich zu machen, und Sie müssen mir Dank dafür wissen, wenn ich Sie zwinge mir fern zu bleiben.“ —

So habe ich an Sie geschrieben, Maxime, dieses Billet sollten Sie erhalten an Stelle des Briefes, den ich Ihnen jetzt schreibe. Und das Bewußtsein, so zu Ihnen geredet zu haben, gab mir für den Rest des Abends meine Ruhe zurück. Aber als ich meine Worte heute morgen wieder durchlas, da fühlte ich, daß ich Sie zu sehr liebe, um Ihnen solchen Schmerz zu bereiten. Ich habe jenes grausame Billet wieder zerrissen, und habe mich entschlossen, Ihnen keine Vorschriften zu machen. Nein, ich will mich Ihnen anvertrauen,

weil ich weiß, daß Sie mein Freund sind und immer nur als Gentleman handeln werden. Seien Sie stärker wie ich, Maxime. Ich vermag mich selbst nicht zu dieser Klugheit zu zwingen, die das Schicksal von uns fordert, aber ich verlange sie von Ihnen. — Ach, ich verlange sie von uns beiden, denn es verbindet uns ja der gleiche Wunsch, der Wunsch, wenigstens im Geiste einander anzugehören, da wir uns nicht anders angehören dürfen. —

Antworten Sie mir bald, ich sehne mich nach einem Brief von Ihnen, aber ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nichts, was ich nicht anhören darf.“ —

In diesem Ton geht der Brief noch sechs Seiten lang fort. Dann unterzeichnet Mme. d'Arteny mit der Abkürzung ihres Vornamens „Gab.“, überliest das Geschriebene mit befriedigter Miene, steckt es in ein Couvert und adressiert an: Monsieur Maxime Renoward, Attaché beim Auswärtigen Amt, Rue Montalivet. E. V.

Nachdem sie einen Augenblick nachgedacht, ergreift sie einen andern Bogen und kritzelt die folgenden Zeilen in bedeutend nachlässigerer Schrift hin:

„Ihre Zeilen habe ich erhalten und das muß ich sagen: Sie benehmen sich wirklich äußerst taktvoll. Wie können Sie es wagen, mir derartige Sachen zu schreiben und noch dazu in mein eigenes Haus. Wenn sie einem gewissen Jemand in die Hände geraten wären — es hätte genügt, um ihm alles zu offenbaren. Und dann dieser Ton! Wirklich, mein Lieber, das allein wäre hinreichend gewesen, um mich von jener unglückseligen Schwäche zu heilen, aus der Sie drei Jahre lang Ihren Nutzen zu ziehen wußten, — wenn ich nicht schon so wie so längst davon zurückgekommen wäre.

Aber lassen wir das Vergangene ruhen und rühren wir lieber nicht mehr daran.

Sie wollen mir meinen Brief unter der Bedingung zurückgeben, daß wir uns noch „von Zeit zu Zeit" wiedersehen! Dieses „von Zeit zu Zeit" ist nicht schlecht. Ich sehe daraus, daß Ihnen nichts daran liegt, mich häufiger zu sehen. Nur wenn Sie gerade einen Nachmittag nicht wissen, wie Sie Ihre Zeit totschlagen sollen, so werden Sie geruhen — —

Ich danken Ihnen, Sie sind wirklich zu gütig. Ich bedanke mich dafür, gelegentlich die Stelle

anderer vertreten zu dürfen. Wenn jemand wünscht, mich nur von „Zeit zu Zeit“ zu sehen, so bin ich mehr dafür, daß der Betreffende mich überhaupt nicht zu sehen bekommt. Es ist also besser, wenn wir jetzt Schluß machen — und wenn es möglich ist, machen wir Schluß ohne gegenseitige Gemeinheiten!

Sie besitzen Briefe von mir, nun, ich habe auch noch einige vertrauliche Billets von Ihnen in Händen, die gewisse finanzielle Unternehmungen betreffen — wahrscheinlich haben Sie das ganz vergessen. Denken Sie also einmal darüber nach, was Ihre Wähler sagen würden, wenn sie eines Tages etwas derartiges in den Blättern finden. — Tauschen wir also lieber unsere gegenseitige Korrespondenz wieder aus.

Unsere Situation wird dann klar gestellt sein und ich habe den aufrichtigen Wunsch, Ihnen kein unfreundliches Gesicht zeigen zu müssen, wenn wir uns einmal in Gesellschaft treffen sollten.

Immerhin (ein Fall, den ich Ihnen noch bezeichnen werde, ausgenommen) liegt mir nicht gerade daran, daß diese Begegnung in absehbarer Zeit stattfindet. Ich werde Paris dieses Jahr

schon bald verlassen, da mein Mann — unter dem Vorwande, für die Gesundheit der kleinen Valentine sorgen zu müssen — mich schon im Juni an die See zu verbannen gedenkt, natürlich, um sich desto eher seinen anmutigen Junggesellenfreuden hingeben zu können. — Ich verlange nur von Ihnen, daß Sie sich vor meiner Abreise nicht mehr bei uns blicken lassen. Meine Abwesenheit eingerechnet, wird also etwa ein halbes Jahr vergehen, bis wir uns wiedersehen und ich glaube, das wird genügen, um unsere Erinnerungen in das Gebiet der Vergangenheit zu verweisen.

Noch ein Wort in einer kleinen Geschäftsangelegenheit. Ich weiß, daß Sie derartige Sachen gern kurz und ohne Umschweife abmachen — und ich kann nicht umhin, diese Punkte noch zu berühren, damit unsere Abrechnung ganz in Ordnung ist. Sie haben mir stets gesagt: „Ich beanspruche von Ihnen einen gewissen Luxus in der Toilette, weil es mir persönlich Vergnügen macht, und weil ich Ehre damit einlegen will. Es versteht sich von selbst, daß ich auch dafür aufkomme."

Douret hat mir soeben seine halbjährige

Rechnung geschickt, und ich überlasse es Ihnen zu entscheiden, wem dieselbe zukommt.

Und da ich der Ansicht bin, daß wir uns lieber in Freundschaft trennen wollen — Sie sehen, ich bin nicht unvernünftig, — so bin ich gern bereit, mir die quittierte Rechnung persönlich in unserem alten „Loving-Home“ in der Rue Clément-Marot abzuholen.

Die Ihrige in alter Kameradschaft

Gabrielle.

Mme. d'Arteny couvertiert den Brief, siegelt ihn zu und versieht ihn mit der Adresse: Baron Silberberg, Abgeordneter. Avenue d'Autin 9. E. V., worauf sie ihrer Kammerzofe schellt.

Die Rivalin

Die Rivalin

Juni 18—

Ich war noch niemals eifersüchtig auf die Frauen, denen Maurice den Hof machte, weder auf seine Eroberungen in der guten Gesellschaft, noch auf seine Erfolge bei Schauspielerinnen und allerhand anderen Damen — bis diese Juliette kam.

Sie umflatterten ihn ja alle, wie die Motten das Licht, verheiratete Frauen, wie junge Mädchen, mochten sie nun emanzipiert sein oder nicht. Sein junger Künstlerruhm, sein schönes Äußere und sein fürstliches Auftreten machte sie alle toll. Aber ich fühlte dabei nie etwas von Eifersucht, im Gegenteil,

es machte mich stolz. Alle diese Huldigungen galten ja auch mir mit, er ist ja mein eignes Fleisch und Blut, dieser schöne Maler, der so schnell berühmt geworden ist. Und ich wollte ja keine andere Liebe mehr wie die seine, seit ich so früh schon meinen Mann verloren hatte. Ich hatte mir seinetwegen so viele Entbehrungen auferlegt, auf so manches verzichtet, nur um ihn erziehen und unterrichten zu können, daß es mir immer vorkam, als ob seine Schönheit und sein Ruhm ganz allein mein Werk seien. Und mein geliebter Maler war so dankbar, so liebevoll gegen seine alte Mutter.

Selbst vor anderen Leuten nannte er mich immer so zärtlich „Mama", und dieser große Junge, dessen Wildheit kein Lehrer je zu bändigen vermochte, bemüht sich stets jeden meiner Wünsche zu erfüllen. Ach, mochten sie ihm nur nachlaufen, alle jene Weiber, die hinter jedem jungen Genie her sind, mochten sie ihn anbeten, sich ihm an den Hals werfen, ich wußte ja doch, daß sie für ihn nur ein Spielzeug waren, daß er sie nahm und wieder laufen ließ, wie er sein Pferd wechselte, um spazieren zu reiten. Seine Mutter blieb doch immer die einzige, wirkliche Frau in seinem Leben,

der er sich anvertraute, bei der er Rat und Zuflucht suchte.

Maurice lernte diese Juliette in jenen bürgerlichen Kreise kennen, die eifrig danach streben mit der Künstlerwelt in Berührung zu kommen. Sie war nicht mehr ganz jung und soll viel geflirtet haben, wie man sagt, das heißt also: sie hatte bisher vergebens versucht sich zu verheiraten. Hübsch war sie, das muß man ihr lassen. Ihre Haare hatten den roten Ton von englischem Mahagoni, ihre Haut neigte etwas zu Sommersprossen und war so fein, so überfein, als ob sie bei einem Kuß zerreißen könnte. Und dann diese seltsamen dunkeln, feuchten, beinahe meergrünen Augen. —

Sie machte Maurice die Cour wie alle andern, und er ging mit demselben Ungestüm darauf ein, wie er es immer that, denn er glaubte jedesmal sechs Wochen lang, daß nun endlich die „große Leidenschaft" über ihn gekommen sei. Ich sah dem ganz ruhig zu, denn ich wußte schon, wie lange diese großen Leidenschaften gewöhnlich dauerten. Und doch, als er anfing Juliettens Porträt zu malen, begann ich unruhig zu werden. In ihren feuchtkalten Meeraugen stand nichts von dem Wunsch

nach blinder Hingabe, den Maurice sonst immer den Frauen einflößte. Er selbst dagegen war unruhig, aufgeregt und verstört. Er suchte sich, wenn sie zugegen war, dadurch zu betäuben, daß er Witze machte und tolle Geschichten erzählte, aber ich fühlte wohl, daß sein Lachen nicht von Herzen kam. Dreimal begann er das Porträt von neuem und dreimal mißlang es ihm. Juliette sagte ihm das ohne weiteres ins Gesicht. — Als es Sommer wurde, ging sie aufs Land. Maurice sollte einige Wochen bei ihren Eltern auf deren Gut in der Touraine zubringen, um dort noch einen vierten Versuch zu machen, das Bild zu vollenden. Mein geliebter Maler war die Zeit vor seiner Abreise traurig und niedergeschlagen, und ich litt wohl ebensoviel wie er selbst, weil er mir sein Leid verschwieg. Es war das erste Mal, daß er sich mir nicht anvertraute. Den Namen Juliettens sprach er nie in meiner Gegenwart aus, und wenn ich selbst versuchte das Gespräch darauf zu bringen, setzte er mir ein hartnäckiges Stillschweigen entgegen, das seine alte Mutter nicht an ihm gewohnt war.

Dann reiste er ab. Als er zurückkehrte, schien

er wieder besser gestimmt, sogar beinahe fröhlich. Er teilte mir dann mit, daß er Juliette heiraten würde.

Ach, das war für mich ein Schlag, den ich nicht verwinden konnte. Ich sagte ihm alles ins Gesicht, was ich von seiner Juliette wußte, ich hatte mich über sie erkundigt und wußte tausend Geschichten von ihr. Vielleicht entsprach nicht alles davon der Wahrheit, manches klang sogar sehr erfunden, aber ich zog es vor, alles zu glauben und ihm alles zu sagen. Er hörte lange stillschweigend zu, dann wurde er leichenblaß und ging fort. Erst am Abend kam er wieder, umarmte mich und sagte mir dann: „Höre, Mama, sprich nicht wieder so zu mir, wie du heute gethan hast. Diese Infamien, die man dir da erzählt hat, sind deiner nicht würdig. Juliette verdient, daß ich sie liebe und sie erwidert meine Liebe. Zwinge mich nicht, zwischen dir und ihr zu wählen."

Und sie heirateten sich wirklich. Ich konnte es nicht über mich gewinnen mit ihnen zusammen zu leben, obgleich Juliette sich dazu bereit erklärte. Nein, ich konnte und wollte es nicht. So zog ich mich in ein kleines Haus in der Nähe

von Paris zurück, und lebte dort allein mit meiner Bedienung. Maurice besuchte mich immer von Zeit zu Zeit, meist kam er Sonntags zum Frühstück zu mir. Meine Schwiegertochter sah ich nur, wenn ich selbst nach Paris kam.

So brachte ich zwei traurige Jahre zu, wohl die traurigsten meines ganzen Lebens, und ich war während dieser Zeit so schnell gealtert, als ob es zehn Jahre gewesen wären. Ich glaube keine betrogene Gattin, keine verlassene Geliebte hat solche Qualen der Eifersucht erduldet, wie ich. Es handelte sich ja nicht um die sinnlichen Freuden, die sie ihm bereitete, nicht um den prickelnden Nervenreiz, den ihm ja auch schon so manche andere gewährt hatte. Nein, das war es nicht, aber sie war seine Gefährtin, seine Vertraute, alles das, was ich ihm sonst gewesen war. Bei ihr suchte er jetzt Zuflucht, sie war „die Frau" in seinem Leben — nicht mehr ich.

Im ersten Jahr seiner Ehe stellte er nicht aus, er that überhaupt nichts mehr. Wird man mir glauben, daß ich mich darüber freute, indem ich mir mit einer gewissen Befriedigung sagte: „Sie hindert ihn am Arbeiten." Aber im folgen-

den Jahr errang er mit seiner „Manon" einen großen Triumph. Das Bild wurde vom Talon preisgekrönt. Aber mir bereitete sein Erfolg nur Schmerzen, denn ich hatte den schmiegsamen Körper, die roten Locken und die meergrünen Augen seiner Manon wiedererkannt.

Er vergaß mich jedoch nicht, sondern besuchte seine alte Mutter nach wie vor. Nach und nach kam er sogar häufiger und blieb länger bei mir. Es war, als ob er mir etwas hätte sagen wollen, sich aber nicht dazu entschließen konnte, und er schien unter dieser erzwungenen Zurückhaltung zu leiden. Ja, er litt, der arme Liebling!

Und ich, die ihn so vergötterte, ich sah es wohl, wer die Schuld an seinen Leiden trug, aber ich wollte nicht einmal, daß er sich durch ein Geständnis erleichterte. Erst sollte er den Kelch bis auf die Neige leeren, ganz allein, ohne daß jemand ihm zur Seite stand und ihm riet und half, und dann später sollte er von selbst in meine Arme zurückkehren, mit allen seinen Wunden, damit ich ihn heilen konnte. Mir sollte er dann sein Leben verdanken. Mein Haß gegen

Juliette ließ nach, seit sie anfing ihm wehe zu thun. Während ihren Flitterwochen wollte ich nichts von ihrem gemeinsamen Leben wissen, jetzt dagegen ließ ich mich öfters bei ihnen sehen, ich wollte selbst beobachten. Und mit einem Blick hatte ich alles erraten, alles verstanden. Meine Schwiegertochter hatte noch keinen Liebhaber, aber in ihrem unkeuschen Herzen fing sie schon an nach einem andern Manne zu begehren. Ich machte eine Gesellschaft bei ihnen mit und erriet bald, welcher der Mann war, nach dem sie verlangte. Es war einer von denen, welchen sie früher schon halb und halb ihre Gunst geschenkt hatte, — vielleicht der Erste, und jetzt, wo ihr die Liebe nicht mehr fremd war, kehrte sie wieder zu ihm zurück. Wir Frauen machen uns selten wieder ganz von dem los, der uns zum erstenmal in Fesseln geschlagen hat und manches Mal kehren wir wieder zu ihm zurück, ohne es selbst zu wollen.

Zufrieden und voll Vertrauen auf die Zukunft betrat ich mein kleines Häuschen wieder. Und als mein armer, geliebter Maurice sechs Wochen später zu mir kam und sich mir in die

Arme warf — schluchzend, vernichtet und zugleich rasend vor Wut gegen dieses Weib, das sich seiner Rache schon entzogen hatte, da drückte ich ihn an meine Brust und dankte Gott, daß er ihn mir wiedergegeben hatte.

Alle meine Qualen waren vergessen. Er war ja zu mir zurückgekommen und ich hatte über die andere den Sieg davon getragen.

Flieder

Flieder

Wenn ich an jenen Tag, der an Leid und auch wieder an Freude so reich war, zurückdenke, so ist es mir, als ob ich mit der Erinnerung auch den Duft des Flieders wieder einatme.

Seit ich mich Mutter fühlte, hatte ich immer Sehnsucht nach diesen Blumen, aber es war Winter und ich konnte nicht so viele davon haben, wie ich gewollt hätte. Aber an dem Tage, wo mein Kind zur Welt kam, — es war an einem der letzten Februartage, — da stand mein Zimmer zum ersten Male voll von großen Fliedersträußen. Die schöne Frühlingssonne unseres Garonnelandes

durchwärmte die Luft, und durch das halbgeschlossene Fenster drang ein warmer, sommerlicher Wind herein.

Langsam erwachte ich wieder aus dem tiefen Schlaf, in dem ich nach der Geburt versunken war, und eine wonnige Mattigkeit zwischen Träumen und halbem Erwachen lag mir in allen Gliedern. Aus dem Nebenzimmer hörte ich durch die halbgeöffnete Thür ein leises Rascheln von Papieren und ich wußte, es war Louis — mein Mann — der dort drinnen vor seinem Schreibtisch saß und arbeitete. Mir war so ruhig zu Mut, so voller Vertrauen, weil ich ihn in meiner Nähe wußte. Ich habe ihn ja so lieb.

Es sind jetzt vier Jahre her, daß wir uns verheirateten, er war damals in Paris am Ministerium angestellt. Bald darauf wurde er in eine kleine Stadt im Departement Lot-et-Garonne versetzt.

Niemals ist ein Schatten zwischen uns und unsere Liebe getreten. — Louis ist so klug und so gut. Seine Thätigkeit als Domäneninspektor nimmt ihn sehr in Anspruch. Und er sieht so stattlich aus. Wie oft, wenn ich an seinem Arme spazieren gehe, höre ich die Leute sagen: „Ah,

der schöne Mann!" und das macht mir immer Freude.

Während der ersten drei Jahre unserer Ehe wäre mir niemals der Gedanke gekommen, daß ich ihm jemals untreu sein könnte. Wir waren ja so glücklich miteinander. Nur ein einziges Mal geriet ich in Streit mit ihm. Das war damals, wie sein Bruder starb und einen 17 jährigen Sohn hinterließ, der für brustkrank galt. Louis war sein Vormund und wollte den verwaisten Knaben in unser Haus aufnehmen. Ich widersprach, weil es mir nicht recht war, daß unsere Einsamkeit gestört wurde. Louis war so traurig, daß ich schließlich doch nachgab, aber ich konnte den neuen Ankömmling schon im voraus nicht leiden.

O, aber diese Abneigung hielt nicht lange an, sie verflog, sowie ich dieses Kind, das man uns ins Haus brachte, nur ansah, diesen scheuen, verlegenen Knaben, der so leicht errötete und dabei so anziehend war. Der arme Kleine, man brauchte ihn nur anzusehen, um seine Krankheit zu erkennen. Er war sehr groß für sein Alter und dabei mager und engbrüstig — seine übergroßen, braunen Augen hatten einen viel zu

lebhaften Glanz, und die Nägel an seinen schmächtigen Fingern sahen aus, als ob sie sich ablösen wollten.

„Siehst du," sagte Louis, sowie wir allein waren, „er hat die Krankheit seiner Mutter, die schon mit 26 Jahren starb."

Mir schnürte sich das Herz zusammen, und von diesem Tage an that ich, was ich konnte, um den Kranken am Leben zu erhalten. Léon, so hieß unser lieber, verwaister Knabe, sollte sich auf ein Examen vorbereiten, das er am Ende des Jahres zu bestehen hatte. Aber in Wirklichkeit that er gar nichts, er träumte den ganzen Tag. Er war immer traurig und dabei so liebevoll.

Ich glaube, er hat mich von Anfang an geliebt, aber seine Liebe war so rein und so empfindsam, wie nur ganz junge Leute lieben können. — Hätte ich mich darüber beunruhigen sollen? Wie konnte ich in diesem schüchternen, zarten Knaben einen Verführer erblicken? —

Dann waren Léon und ich eine Zeitlang allein zu Hause, während mein Mann eine Reise machte. Zuerst kam es uns sehr einsam vor, aber bald gewöhnten wir uns daran und gewannen

diese Einsamkeit lieb. Die Stunden verflossen unglaublich schnell, ohne daß ich mich erinnern konnte, womit wir uns beschäftigten und wovon wir sprachen. Noch hatten wir uns nichts gestanden, uns noch keine Zärtlichkeit erlaubt, aber schon empfanden wir die Wonne einer zufälligen Berührung — wenn unsere Füße sich im Dunkeln streiften oder wenn wir abends nebeneinander am Fenster standen. Ich hatte dabei kein schlechtes Gewissen, denn noch hatte ich nichts Böses gethan, ich empfand eine mütterliche Liebe für Léon und nannte ihn oft „mein Kind" oder gebrauchte Ausdrücke wie: „ich bin ja nun schon eine alte Frau."

So verfloß der Winter. Es war fast gar kein Schnee gefallen, aber es war warm und regnerisch und oft schien nachmittags die Sonne. Dann wurde es Frühling. Léons Husten ließ nach, es schien, daß die Luft der Gascogne ihm Heilung brachte. Er meldete sich jetzt zum Examen und wurde angenommen. Mein Mann beschloß, daß er jetzt nach Bordeaux übersiedeln solle, um dort die Vorlesungen anzuhören. Wir sprachen oft von diesen Zukunftsplänen und über unsere Liebe zu diesem Kinde lag ein Schatten von Wehmut.

An einem Aprilabend, mein Mann war gerade verreist, lehnten Léon und ich zusammen am Fenster, von wo aus man den Garten und die Ufer der Baïse überblicken konnte. Ich hatte ein Leinenkleid an und ich fühlte, daß ich schön war. Léon stand neben mir und atmete mich förmlich ein. Dann murmelte er:

„Nun werde ich bald fort sein.“

„Bah,“ antwortete ich, mit erzwungener Heiterkeit. „Du hast noch sechs Monate Zeit und dann ist Bordeaux auch nicht weit von hier.“

„Und wenn ich niemals wiederkomme?“ Er blickte mir in die Augen, und ich stammelte:

„Warum solltest du nicht wiederkommen?“

„Du weißt es ja — wenn ich dort unten sterben sollte.“

Ich legte ihm meine Hand auf den Mund. „So schweig doch. Es ist schrecklich, was du da sagst. Du bist ja wieder gesund.“

Er küßte meine Finger, die seine Lippen berührten, dann nahm er meine Hand und hielt sie fest. Ich fühlte nicht die Kraft sie ihm zu entziehen, und er begann wieder:

„O nein, ich bin nicht gesund, ich fühle es wohl, daß es nicht lange mehr dauern wird.“

Und dann sagte er in so traurigem Ton, daß es mir das Herz zerriß:

„Wenn ich nun sterbe, wirst du mich vergessen?“

Ich suchte nach einer Antwort, in die ich meine Liebe hineinlegen konnte, aber ich fand keine Worte und schlang statt dessen meine Arme um seinen Hals. Unsere Wangen schmiegten sich aneinander, wir weinten beide und unter Thränen fanden sich unsere Lippen. Wirklich, ich weiß nicht, wie es kam und warum es geschah, daß wir uns einander hingaben.

Und nachher machten wir uns die bittersten Vorwürfe und in unserer Liebe stritten wir uns darum, wer die Schuld trüge. Jeder wollte den andern verleitet haben. Aber schließlich mußten wir uns darüber beruhigen, denn jedesmal, wenn wir unsere Verirrung beklagten, endete es damit, daß wir die Sünde noch einmal wieder begingen. So fuhren wir ruhig fort, uns zu lieben, und als mein Mann zurückgekehrt war, umgaben wir ihn mit verdoppelter Zärtlichkeit, um unseren Verrat an ihm zu sühnen.

„Er ist so gut, nicht wahr?“ sagte ich zu Léon.

„Ja,“ antwortete er, „ich liebe ihn, als ob er mein Vater wäre, aber warum muß er dein Mann sein?“

Und ich dachte bei mir selbst:

„Er hat recht, — Louis darf nie etwas davon erfahren. Ich würde lieber sterben, wie ihm Schmerz bereiten.“

Ich glaube sogar, daß man in der Stadt über unsere Intimität redete. Aber Louis war wie mit Blindheit geschlagen. Einmal sagte er sogar zu mir: „Mir scheint, Léon wird seit einiger Zeit kräftiger, der arme Kleine! Vielleicht bringen wir ihn doch noch durch.“

Und wirklich, der Knabe schien wieder aufzuleben. Um meine Gewissensbisse zu beschwichtigen, sagte ich zu mir selbst: „Ich rette ihn dadurch, daß ich mich ihm hingebe.“

So verging der Frühling, der Sommer. Die Trennung rückte heran, die Zahl unserer Küsse verdoppelten sich. Gegen Ende September begann Léon wieder zu husten. Er hatte selbst an seine Heilung geglaubt und war verzweifelt über diesen Rückfall. Der Gedanke an seinen Tod drängte

sich uns von neuem auf, und wenn wir allein waren, vermochten wir von nichts anderem zu reden. Als die ersten Herbstnebel kamen, warf er Blut aus. Unbeweglich, vor sich hinträumend, saß er in seinem Zimmer, das er jetzt nicht mehr verließ. Ich brachte den ganzen Tag bei ihm zu, mein Mann kam von Zeit zu Zeit, um ihm einige liebevolle Worte zu sagen, und ging dann wieder an seine Arbeit. Oft faßte Léon meine Hände und flüsterte mir zu:

„Ich würde gerne immer krank sein, wenn ich dich immer bei mir haben könnte.“

Ich beugte mich über ihn und küßte ihn auf den Mund. Es war mir, als ob meine Lippen sich dabei mit seinem Blute tränkten.

Gegen Mitte Oktober fühlte ich mich Mutter. Ich sagte es Léon, ich sagte ihm, daß es sein Kind sei, das ich unter dem Herzen trug. Ich wußte, daß es seines war, ein Gefühl, das stärker war wie alle Vernunftgründe, hatte es mir gesagt.

Er war ganz erstaunt: „Ein Kind,“ sagte er, „mir, dem Sterbenden ein Kind, — ich werde es wohl niemals sehen.“

Er wurde immer schwächer und vermochte schon fast gar nicht mehr zu schlafen.

Eines Abends, nachdem ich mit meinem Mann zusammen gegessen hatte, ging ich zu Léon hinauf. Ich näherte mich seinem Bett, und da er sich nicht rührte, küßte ich ihn auf den Mund — aber dann stieß ich einen Schrei aus. Seine Lippen waren kalt, er war gestorben.

Es waren trostlose Monate, die nun folgten, Monate voller Trauer, Krankheit und Gewissensqual. Der Schmerz führte mich wieder zu Gott zurück, ich betete für meine sündige Seele und für die Seele dieses Kindes, das schuldbeladen aus der Welt gegangen war. Als ich wieder aufstehen und ausgehen konnte, ging ich oft auf den Kirchhof.

Und dabei rückte meine schwere Stunde immer näher heran; als der Winter zu Ende ging, brachte ich einen Knaben zur Welt.

Und so liege ich jetzt hier auf meinem Lager, umgeben von dem Duft des Flieders. — Ein Kind geboren zu haben, wie seltsam das ist. Mir war, als ob jetzt die Bürde meiner Reue und meines Kummers von mir genommen sei. Dein

Sohn — und von mir geboren, — und ich durfte ihn lieben, in ihm liebte ich den Dahingegangenen — aber ohne Sünde. —

Während ich über alles das nachdachte, trat mein Mann in das Zimmer, mit einer Frau, die das Neugeborene trug und reichte es mir.

„Sieh, wie dein Sohn schön ist," sagte ich zu Louis. Der Kleine hatte seine großen Augen weit geöffnet und ließ sie mit unsicherem Blick über seine Umgebung schweifen, seine großen, feucht-braunen Augen, die viel zu groß für dieses kleine Puppengesicht schienen.

Dann sagte mein Mann: „Weißt du, ich finde er sieht meinem verstorbenen Bruder und Léon ähnlich."

Ich antwortete ganz ohne Unruhe:

„Das ist wahr, er gleicht ihm wirklich."

„Der arme Junge," begann mein Mann wieder, „nun sind es schon sechs Monate her, daß er nicht mehr da ist. Wie die Zeit schnell geht."

Ich blickte Louis an. Seine guten, stillen Augen ruhten auf mir. Ich fühlte, daß ihn niemals der Schatten eines Verdachtes streifen würde und so wagte ich es zu sagen:

„Höre, wir ſollten ihn nach ihm nennen.“

Louis dachte nach und wiederholte halblaut: Léon — Léon Guérault — Léon Guérault, „das klingt nicht ſchlecht. Nun, wir werden ſehen.“

Er gab das Kind der Amme zurück und küßte mich auf die Stirn, indem er ſagte: „Ich will gleich hingehen und ihm einen Fliederſtrauß aufs Grab legen. Man ſoll der Toten gedenken, wenn man glücklich iſt.“

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Prévost, Marcel

Liebesgeschichten Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von F. Grä
fin zu Reventlow

München 1898